



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Reil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Kains Entsühnung.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westrich.

Nachdem Ehlers auf dem Heimweg von der Spinnstube bei Meier-Clüvers in ihren Hof abgebogen waren, stapfte Janfredrik, ohne den Kopf zu wenden, weiter durch die Nacht, weiter ganz verloren in die Verwunderung über das Neue, das in ihm aufblühte, von dem er bis vor kurzem nicht gewußt hatte, daß es da war, und das doch herrlich entschied im Leben. Erst als er sich bis zur Brücke von seinem Anwesen durchgestapft hatte, fiel ihm Brün ein. Den ganzen Abend hatte er sich nicht um ihn gekümmert. Das war nicht vorgekommen, seit die beiden einander kannten.

Aber als er sich jetzt umwandte, war Brün dicht hinter ihm.

„Ich bin immerlos achter dich an gegangen. Ich geh immer achter dich an.“

Auf dem Fleck verbreitete der glühende Torf noch einen schwachen Lichtschimmer. Ohne Licht anzuzünden, krochen beide in ihre Wandbetten. Und beide schliefen nicht. Mitten in der Nacht war Janfredrik in Versuchung aufzustehen, dem Kameraden zu sagen von seiner inneren Not.

Aber als Brün, der ihn hörte, fragte: „Was hast, Janfredrik? Warum schläfst nicht?“ schämte er sich und brummte nur vor sich hin.

Und Brün kniff die Hände in sein Unterbett und zwang sich still zu liegen, damit der andere nur ihn nicht frage.

In dieser Nacht lernten beide, daß es Dinge gibt, die jeder mit sich allein durchfechten muß, bei denen der liebste Freund kein Beistand und jedes gesprochene Wort Entweihung ist.

Am Morgen stand Janfredrik zeitig auf.

„It wull to'r Marke in Grasdorf,“ erklärte er.

„Züh eins,“ antwortete Brün, „das hatt' ich mich auch vorgenommen, heut nach der Kirche zu gehen.“

Sie wären jeder lieber allein gegangen, aber keiner fand einen Grund, des anderen Begleitung abzulehnen.

Die Straße neben den leuchtend goldenen Birken am Kanal war heut belebt. Überall Burschen und Dirnen, würdige Männer, zitternde Mütterchen, Knechte und Mägde. Zu Fuß und zu Wagen zogen dreizehn Dorfgemeinden zur Kirche in Grasdorf. Vor dem Tor, zwischen den Kreuzen des Gottesackers versammelten sie sich, warteten auf den Beginn der Liturgie. Es gab Begrüßungen von alten Freunden, vertrauliche Aussprachen. Verlobungen wurden angebahnt, Käufe und Verkäufe abgeschlossen. Außer auf den Märkten in Scharnbeck begegneten die Glieder der weit auseinander

gelegenen Moorkolonien einander jahraus, jahrein nur Sonntags an der Kirchentür in Grasdorf.

In diesem Gewühl suchte Janfredrik die Ehlers'sche Familie. In ihrem neuen Wagen war sie an den Kameraden vorbeigefahren, daß der Straßenschmutz hoch aufspritzte. Neben Trina und Alheid hatte Sophee geessen in schwarzem Federhut und schwarzem Schleier.

Als Janfredrik spähend über den kleinen Kirchhof irte, faßte eine Hand ihn am Armel. „Nahwer, wuttst nich en Torfboot köpen?“

Janfredrik blieb stehen. „Dat kümmt'r up an.“ Seine Augen suchten im Gedränge den schwarzen Federhut.

„Emidt-Buwogel in Fischehude hett een,“ fuhr der andere, ein Bauer aus Stellichte, fort. „De Lowijse. En' vermoestes? Boot. He mutt sien Gewißters utbetahlen, weest. It wull di dat man bloß seggen. De Rahn liggt in Bremen. Kannst di'n jo mol ankiefen.“

„Jo, dat kann it.“

Janfredrik begriff nicht, wo der schwarze Federhut geblieben war. Er riß sich los, ging in die Kirche.

Die Familie des Borstehers saß schon auf ihrem Platz in einer der ersten Bänke. Janfredrik setzte sich ihr gegenüber auf den Chor, in die Abteilung für die ledigen Burschen. Ganz vorn an der Brüstung saß er, und während des Gesanges und während des Gottesdienstes sah er nur die beiden Mädchen, Alheids reingeschnittenes, aber scharfes Gesicht voll mühseligem Ernst, voll schwerfälliger Gebundenheit, und daneben unter den nickenden schwarzen Straußenfedern die rosige Haut, die lachenden Augen, das flimmernde Goldhaar der anderen. Und Alheid hielt die blondbewimperten Lider auf das Gesangbuch gesenkt und hob sie kaum bei der Predigt. Aber die Blicke der anderen irrten durch das Kirchenschiff, und einigemal glitten sie hinauf zum Chor, weilten auf Janfredrik. Und Janfredrik vergaß Brün, der neben ihm saß, den Pfarrer und den lieben Gott, sah nur das helle Gesicht unter den schwarzen Federn.

Beim Hinausgehen aus der Kirche wurde er gegen Alheid gedrängt, er mußte grüßen: „Gu'n Dag oof, Alheid.“ Es hang verlegen.

Sie hob die Augen. Eine Frage stand darin, ein Heischen. Da flüchtete er an ihr vorüber aus der Kirche und wagte nicht zurückzusehen.

Als er aus dem Flecken bog, war Brün wieder hinter ihm.

*) famos.

Der Nordwest wehte über das Land. Die Wolfenkegel fliegen. Die Gesangbücher an sich pressend, stampften die zwei Männer durch den Schmutz der Landstraße. Immer hastiger ausbreitend, als peitschte eine unsichtbare Gewalt sie vorwärts, überholten sie die alten Frauen, überholten sie die Männer, die Burschen. Keiner sprach. In Janfredriks Zügen war noch immer ein zorniges Erstaunen über das, was er an sich erfuhr. Aus Brüns Augen dagegen leuchtete ein kampf- und reueloses Glück. Aber sie sahen einander nicht in die Augen, sie sahen an einander vorüber. Schon standen sie vor ihrem Haus. Da mußten sie wohl zur Wirklichkeit erwachen. Die Haustür stand offen, die obere und die untere Hälfte. Brün sah es zuerst. Er faßte Janfredriks Arm.

„Sieh mal. Und ich hatte ihr doch ganz fest zugemacht.“ Janfredrik sah die Tür an, sah vor seine Füße. Auf dem feuchten Pfad, der von der Brücke zum Haus lief, waren Fußtapfen, die weder er noch Brün ihm eingebrückt hatten. Im selben Augenblick erschien eine Gestalt auf der Schwelle.

„Mein' Schwester,“ sagte Brün, und unwillkürlich wich er einen Schritt zurück. Diese Schwester war der Kummer und das Unglück seines Lebens.

Eine Sekunde war die Frau reglos geblieben beim Anblick der beiden Männer. Dann trat sie fest ins Freie, ein junges Weib noch, aber vom Leben verwüftet und verdorben. Zerzaust fiel das Haar in ihr früh gealtertes Gesicht, in dem nur die Augen Farbe bewahrt hatten. Unsauber und zerfezt war das Gewand, die Schuhe zerrissen. Ein Ausdruck von Gemeinheit lag um den schmallippigen Mund.

„Sieh, da bist ja,“ sagte sie, ohne Janfredrik zu beachten, zu Brün. „Wunderst dir woll' mir zu sehen? Ja, aber zu wen soll ich gehen, wenn nicht zu mein' leiblichen Bruder? Das is ganz fein bei dir, Brün. Ich hab' mich mal ein Büschen dein Haus angesehen. Ja, du hast in ein' Glückstopf gegriffen.“ Sie lachte.

„Is dein Mann tot?“ fragte Brün, die Stirn runzelnd.

„Mein Korl tot? — Nee, nee! jo nich. Warum soll Korl Swensen denn tot sein?“

„Wenn er lebt, was willst bei mir?“

„Ich meint', du hättst vielleicht eine Kleinigkeit für uns übrig. Die Menschen sind schlecht, Brün. Was mein Korl sein Herr war, Kaufmann Nothiger, der hat ihn ja seine Stelle gekündigt.“

„Da wird dein Mann woll selbst schuld an sein, Margret. Der hält ja bei kein' aus.“

„Wenn er ein' Bauernhof hätt' wie du, da würd' er woll auch auf aushalten,“ sagte die Frau zornig. „Oh, was sind die Menschens hart. Mein' Kinders! Meine arme, unschuldige Kinders.“ Sie schlug die Schürze vors Gesicht.

Sie waren ins Haus getreten. Brün lief unruhig auf der Diele hin und her. Mechanisch warf er neuen Torf in die Nische, fachte das verglimmende Feuer an.

„Dabei kann ich nichts tun, Margret. Das weißt auch. Was von mein' Eltern da war, das kleine Haus in Kappeln und das Stück Land, das hab ich dir allens gelassen, da hab ich nig davon abgetriegt, nich ein Stück Leinen, kein Stuhl, kein Kessel, un auch kein Geld, gar nig. Aber ihr habt das all in ein paar Jahren zunichte gemacht. Aber nu is' auch aus. Mehr kann ich nich. Nee, mehr kann un kann ich nich.“

Margret ließ die Schürze wieder von den Augen sinken. „Was? Was? Nichts geben? Das sagt er mir mit das Gesangbuch in die Hand?! Ich komm zu mein einzigen Bruder, un er will nich helfen? Hat den Rauchfang voll Schinken und Speck hängen un Körbe voll Eiers un mein' Kinders verhungern! Is das verwandtschaftlich? Is das christlich?“

„Was mein war, das hab' ich dir all lang gegeben. Der Hof un was da in is, gehört nich mir. Der gehört mein' Kameraden.“

„So? So? Das is ja ganz was Neues. Also für ein' fremden Menschen plagt dir ab un für dein Fleisch un Blut willst nich ein Finger rühren?“ Sie wandte sich mit bösem Blick nach Janfredrik um. „Wenn du für ihn arbeitest, muß der Mann dir auch bezahlen. Das wär sonst eine schöne Mode. Hören Sie, ich bin die Schwester von Brün Lorenzen. Un ich hab Kinders, un er muß für uns sorgen. Das is fein' Pflicht. Verstehen Sie das?“

„Mien gote Frau,“ antwortete Janfredrik, der mit seinem kühlen Blick die Reisende gemustert hatte, „toierst segg Se mol, wat het Se dor unner Ehrn Kleerrock bammeln?“

Brün, der jetzt auch die unnatürliche Aufbauschung bemerkte, sprang auf seine Schwester zu und ob sie gleich schrie und um sich schlug, er griff unter ihren Rock und zog einen Schinken hervor. Dabei stieß ihre Kleidertasche ihm derb gegen die Finger, eine mächtige Tasche, die im Gegensatz zu dem zerlumpten Rock sehr sorgfältig verpackt war. Eine Handvoll harter Taler steckte drin. Margret mußte den Strumpf in Janfredriks Bettstroh gefunden haben.

Brüns Gesicht wurde grün vor Empörung und Scham. „Diebin! Diebin!“ Er rüttelte sie wütend an der Schulter. „Vater un Mutter im Grab un mich bringst in Schimpf un Schande, du schlechtes Frauensmensch!“

Die Frau, ihrer Beute beraubt, heulte wie ein wildes Tier. „Schimpf un Schande sagst? Is das kein Schimpf un kein Schande, daß du auf ein' Hof sitzt un dein' Schwester mit ihr Kinders betteln gehn muß? Willst mir woll gar den Schandarm schicken un die paar Dahlers? Tu's! Meinst, ich fürcht mir? Ins Gesicht will ich's ihm sagen, ins Gesicht will ich's den Herren vom Gericht sagen. Meint ihr, ein Mutter wird ihr' Kinders verhungern lassen, solange es auf der Welt noch zu essen gibt? Ihr dummen Mannsbilder! Da könnt ihr Bündels von Gesekens machen. Auch nich ein Büschen sehr ich mir da an.“

Und da Janfredrik sie am Arm faßte und zur Tür schob, freischte sie auf. „Hinauswerfen wollen Sie mir? Sie! Aus mein Bruder sein Haus! Brün, leidst das, daß ein fremden Menschen dein Blutsverwandte aus dein Haus smeißt?“

„Geh, geh, geh,“ sagte Brün gepeinigt. „Diebens un Vagabundens, wie du un dein Mann, sind mein Blutsverwandte nich mehr. Aber der da is wahrhaftig mein Bruder.“

Die Frau hob in Staunen die Hände bis zu ihren Schläfen. „Dein Bruder? Was du sagst! Das hab' ich ja nich gewußt, daß dir auf einmal ein Bruder vom Himmel gesneit is. 'S is man bloß ein eigen Sache mit das Blut. Es läßt sich nich spotten. Wirst ja sehen. Wirst schon sehen. — Brün — gib mich das Geld zurück. Un Essen für mein Kinders. Gib mich's wieder!“

Sie entwand sich Janfredrik, drängte zum Tisch, auf den Brün die ihr entrissenen Taler geschüttet hatte. Gierig streckte sie die Hand aus. Brün aber trat zwischen sie und das Geld.

„Geh! geh!“

„Mein Kinders, Brün.“

Da sah Brün auf seinen Gesellen, und während ein lichtiges Rot in seine Stirn stieg, gab er ihr den Schinken zurück und ein Brot.

„Das Geld! Das Geld, Brün! Ich muß das Geld haben!“

„Nein.“

Janfredrik trat jetzt sehr entschlossen auf sie zu. Da flüchtete sie aufschreiend zur Tür, aber auf der Schwelle wendete sie sich noch einmal um. „Un dein Schwester bin ich doch, Brün. Wer weiß, ob ich nich noch mal auf dein Hof sitz' — ich un mein Kinders.“

Da schlug Janfredrik die Tür hinter ihr zu. Er schob auch noch den Riegel vor. „En obsternat'sches Wieß!“

Brün war auf den Schemel am Tisch gesunken. Er versteckte das Gesicht in den Händen. Seine Schultern bebten.

„Ich schäm' mir. Oh, Janfredrik, wie schäm' ich mir! Kannst denken, daß sie ein smucke Dorn war; ein feine Dorn? Aber der schlechte Kerl, ihr Mann, hat ihr auch schlecht gemacht. Nu is da nig mehr zu hoffen.“

Janfredrik hörte nicht. Er grübelte. Die letzte zornige Rede der Frau hatte gleichsam einen Schleier vor seinem Verständnis weggezogen. Tag für Tag in Anspruch genommen, Seele und Leib von der Arbeit für den Tag, hatte er an seine mutmaßlichen Erben überhaupt noch nicht gedacht. Aber wahrhaftig, da lag eine Gefahr für ihn, für Brün auch. Denn auch Janfredrik lebten fremdgewordene Angehörige, die sich der Blutsverwandtschaft wohl entsinnen würden, sobald die Erbschaft in Frage kam.

Brüns Augen standen voll Tränen. „Es is zu swer.“ flugte er. „Ich hatt' das vergessen manchmal. Aber es kommt immer wieder. Kein ehelichen Menschen mag ich ins Gesicht sehen. Diebens un Schelmens sind mein Verwandtschaft.“

„Nee,“ sagte Janfredrik ernst, „so nich. Du heft en Bröder — du heft dat sülwst seggt, Brün — de is keen Schelm — un de seicht hier, mien Bröder Brün.“

Er hielt ihm die Hand hin. Brün erfaßte sie mit festem Druck. „Mein Bruder Janfredrik.“

Es war beiden feierlich zumut, als sprächen sie einen Eid. „An nu,“ erklärte Janfredrik entschlossen, „nu möt wi dat ännern. De Lumpenkumpaneij schall sit hier nich hegen. Dordör will wi uppaffen.“

„Wie meinst das, Janfredrik?“
„Wi willt en Testament maken, Brün. Schüll ik starwen, denn so arwst du den Hof, du un dein Kinnens — süß keen. Schüllst du toierst starwen, denn so arw' ik.“ Und da Brün nicht gleich antwortete, fragte er: „Oder meenst du dat doch anners?“

„Mein,“ sagte Brün rasch, „das is ganz gut, was du sagst. Das ist sehr gut. Alles, was du sagst, is gut. Mit mein Schwester is's vorbei. Das heut war das Letzte. Nu hab' ich man. bloß noch dir, mein Bruder Janfredrik.“

Gleich am Nachmittag gingen sie zum Schullehrer. Der war der Berater der Schmalenbecker in geistigen wie leiblichen Nöten. Er hatte aber viel Mühe, die Meinung der beiden herauszubekommen, denn in bäuerischer Verschlossenheit hielten sie auch gegen ihn zurück. Nachdem er zu Papier gebracht hatte, worauf es ankam, gab er ihnen die Adresse eines Notars in Bremen, durch den sie bei ihrer nächsten Fahrt ihrem Willen gesetzlich Form geben lassen konnten.

Janfredrik bestimmte, daß sie gleich morgen mit Menne Ehlers fahren wollten. Er sprach zu Brün von dem Fischerhuder Torfschiff, das in Bremen im Hafen lag. Man konnte sich's bei dieser Gelegenheit ansehen.

Als nun Janfredrik links von der Schule nach seinem Hof einbiegen wollte, strebte Brün nach rechts, wo des Vorstehers Haus lag. „Was meinst, Janfredrik, sollen wir nich ein Büschen zu Kort Ehlers gehen, weil daß wir dicht bei sein Haus sind?“

Aber Janfredrik dachte an seine Begegnung mit Alheid in der Kirche. „Ik gah to Huus,“ sagte er kurz.

Da ging Brün mit ihm. Doch eine seltsame Untast blieb in dem Jüngeren. Er wanderte vom Flett in die Stube und von der Stube auf die Diele. Und endlich nahm er seinen Hut vom Nagel. „Ich will zusehen, daß ich ein Hasen krieg'. Da ist noch Masse Licht zum Schießen.“

Alle Schmalenbecker Burschen hatten Jagdgewehre irgendwo im Moor versteckt. Die Bremer Jagdherren waren weit. Und in keines Moorbauern Schädcl ging es ein, warum die Hasen, die von ihrem Kuhl fett wurden, nicht in ihrem Kochtopf enden sollten.

Janfredrik holte die Bibel aus dem Eckschrank, setzte sich vor das Fenster der kleinen Stube. Er dachte jetzt nicht mehr an Margret Swensen. Er dachte wieder nur an das eine, das sein Herz mit schauderndem Staunen erfüllte, die Macht

des Weibes im Leben des Mannes. Die Bibel, die über alle menschlichen Verhältnisse Bescheid wußte, sollte ihm von diesem erzählen.

Da war gleich zu Anfang Eva, die Adam vermachte, den Apfel zu essen, und dadurch die Menschheit um das Paradies brachte. Da war Delilah, deren Reiz den gewaltigen Simson unterwarf. Auch Judith, die Retterin ihres Volkes, wurde das Verderben des Mannes, der sie geliebt hatte.

Janfredrik fuhr sich durch das Haar. Die Stirn wurde ihm feucht und das Herz beklommen. Mußte die Macht des Weibes denn immer verderblich sein? Aber das Weib war lieblich anzusehen. Ausdrücklich hatte Gott es geschaffen, daß es ein Wohlgefallen dem Manne sei, und dem Manne dies Wohlgefallen in alle Sinne gelegt. So konnte es nicht nur verderblich sein. Oder gibt es Weib und Weib, die Segenspenderin und die Verderberin?

Er suchte nach einer anderen Stelle, einer Stelle, da von einem guten Weibe die Rede war, einem segenspendenden, und traf auf die Sprüche Salomonis.

„Wem ein tugendsam Weib beschert ist, die ist viel köstlicher als die köstlichen Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie tut ihm Liebes und kein Leidens sein Lebenlang.“

Während er las, verblieb vor seinen Augen das Bild der schönen Sophee. Das war Alheid, die Frau, die da trachtet nach einem Acker und kauft ihn, und pflanzt einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände, die den Leib kleidet in selbstbereitetes Gewand und schmückt ihrem Gatten das Haus — Alheid, Alheid, in jedem Zug!

Mit der flachen Hand schlug er auf das Buch im Eifer der Erkenntnis. Nicht die mit unbegreiflicher Schörheit sich in die Sinne schmeichelt, — ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.

Da bewegte sich leise der offene Fensterrügel. Ein Regen von violetten Herbstzeitlosen ergoß sich über Janfredriks Haar, sein Gesicht, die aufgeschlagene Bibel. Ein Lachen, weich wie Taubengirren, schlug an sein Ohr. Und da er die Blumen abschüttelnd, mühsam die Augen öffnete, sah er eine Sekunde lang das reizende Gesicht, das zu vergessen er rang, lachend, schelmisch, Grübchen in den Wangen, die Augen funkelnd in Lebensfreude. Sie wandte sich ab, slog den Pfad zur Brücke, wirklich ein Fliegen. So leicht hatte vor ihr hier kein Frauenfuß den Grund berührt.

„Sophee!“ schrie er, „Sophee!“
Schon deckten die goldenen Birkenzweige ihr schwarzes Gewand, ihr flatterndes Haar, das goldiger glänzte als die goldigen Blätter.

Janfredrik setzte die Blumen vom Fensterbrett. Er war braunrot im Gesicht geworden. Nur langsam erstarb die gewaltige Erregung, die wie ein Feuerstrom ihm durch den Leib gerieselst war, ihm den Willen zerbrechend. Knirschend ergab er sich. Nie, so lange Sophee in Schmalenbeek blieb, würde er um Alheid werben! Dies mußte austragen. Er konnte es nicht zügeln und leiten, wie er bisher sein Leben gezügelt und geleitet hatte nach seinem herrischen Willen.

Er atmete auf, als er jetzt Brün vom Moor herkommen sah. Seine schlankte Gestalt federte im Schreiten, und das treuherzige Gesicht schaute so hell, als hätte das Glück es begrüßt. Nie war Brün Janfredrik so hübsch erschienen. Nie hatte er für ihn solch ein Gefühl von Zärtlichkeit empfunden, wie es ihn jetzt vom Kopf bis zu den Füßen mit Wärme erfüllte. Nichts konnte ganz schlimm werden, so lange er den hatte, dachte er.

Da fiel sein Blick auf Brüns Knosploch. Eine Blume steckte drin, eine verspätete Heidekrautblüte, — eine weiße Heidekrautblüte.

Ein kalter Schreck packte Janfredrik. Weiße Heide, das ist der Tod! „Smiet dat weg!“ sagte er heftig, und unwillkürlich streckte er die Hand nach der Blume aus.

Brün wehrte. „Nein. Warum? Es ist eine schöne Blume, eine feine Blume. Ich mag ihr gern.“

„Smiet ehr weg! De bedüd't nix Gotes.“

„Ja, das behaupten die Menschens.“ Brün lächelte übermütig. „Aber die Menschens irren sich manchmal. Sie kann auch sehr was Schönes bedeuten.“ Er strich liebevoll über die feinen Glöckchen.

„Jung, wenn ik mi denken schüll, dat du . . . Smiet dat Düweltüg in't Fier!“

Brün sah Janfredrik an, erstaunt über dessen Eifer. Dann löste er langsam die Blüte aus seinem Knopfloch und behutsam wie etwas Lebendiges schob er sie zwischen die Blätter der Bibel. „So. Nu hat der böse Zauber kein Gewalt.“ Und dann wandte er sich zu Janfredrik um, lächelte halb schelmisch, halb gerührt. „Wär' dich das wirklich so arg leid, wenn ich d'r nich mehr wär, Janfredrik?“

„Jo. Jo!“ Janfredriks Stimme klang rauh vor Erregung. Da schlang Brün den Arm um seine Schulter. „Mein Bruder Janfredrik, ich bin jung. Ich bin gesund. Ich mein', wir wollen noch viel gute Jahrens miteinander haben.“

„Dat mag de leine Gott gemen!“

Bei Vorsteher Ehlers war's in dieser Zeit lauter hergegangen, als es in Trauerhäusern üblich ist. Täglich nach dem Abendbrot kamen die jungen Burschen in Scharen, füllten die kleine Stube bis zur Tür. Kaum daß die Spinnräder von Gesche Ehlers und ihrer Schwiegertochter noch Platz fanden. Sophee sah dann unten am Tisch mit einer Stiderei beschäftigt, einem Wunderwerk, das das verständnislose Staunen der ganzen Schmalenbecker Jugend entseßelte. Es wurde lebhaft gesprochen, es wurde herzlich gelacht an diesem Tisch. Kort Ehlers, der selbst niemals lachte, hörte es gern. Durch ihre Gespräche, ihre Erzählungen, ihre ganze Art, zu sein, öffneten die städtischen Verwandten gleichsam ein Guckloch in eine fremde, schöne Welt. Immer wieder kehrte mit Wohlgefallen sein Blick zu seiner Nichte zurück. Und auch ihr Bruder wuchs ihm ans Herz. Ein dreister Bengel, dem aber auf die Dauer keiner gram sein konnte. Jeder Schmalenbecker freute sich, wenn er seinen Tannenkamp, sein Haus, sein Vieh in den Bleistiftzeichnungen des Buben wiedererkannte. Oll Mudder Klinkisch wies eines Tages aufgeregt und strahlend ein Bild herum, das der Freuler ihr zur Sühne verehrt hatte, kein Zerrbild, wie die Kreidekrigelei auf dem Flett, nein, Mudder Klinkisch im Sonntagsstaat, ernst und würdig, das Gesangbuch in der Hand.

Aber Alheids Widerwillen gegen die Verwandten steigerte sich von Tag zu Tag. Sie hatte gesehen, wie Sophee Menne Osmer unter dem Tisch heimlich die Hand drückte. Sie hatte sie auch mit Hinrich Latwesen am Baum flüsternd hören, dort, wo der dicke Kliederbusch sie verbarg. Sie sprach nicht über diese Wahrnehmungen, aber ihr ganzes Tun, jeder Blick, ihr Schweigen, ihr Reden, war trotzige Abwehr gegen die Fremdgewordenen, die sich in ihrem lieben, alten Vaterhaus breit machten und seine strenge gute Sitte auflösten.

An einem Morgen kam es zum unausbleiblichen Zusammenstoß. Sophee sah in einem Winkel und schluchzte. Trina klagte laut vor Bruder und Mutter, vor der ganzen Familie. Ihr Mutterherz könne dies Wesen nicht länger ertragen. Wenn Alheid etwas gegen ihre Kinder habe, dann sollte sie es sagen. Sie hätte sie streng erzogen. Sie hielt auf Zucht und Sitte. Das aber sähe sie wohl, daß Alheid ihre Sophee nicht leiden könne.

„Das is woher,“ antwortete Alheid. „Aber mein Schuld is das nich.“

„Je eher, je lieber möchte sie uns aus dem Haus haben.“

„Ihr hört da auch nich hin,“ bestätigte Alheid.

Trina fing an zu schluchzen.

Kort wurde böse. „Wiren noch een! Wollt ihr Frauensleute wohl Frieden halten? Wenn Sophee di nix to leed

dohn hett, Alheid, denn so bidd ik mi ut, dat du'r fründlich mede ümgahst — süß . . .“

Aber da brach er ab. Alheids mattblaue Augen sahen ihn gar zu seltsam an. „Mein Herz is traurig,“ sagte sie. „Ich kann nich freundlich sein.“ Und langsam ging sie aus dem Haus.

„Laat ehr, Kort,“ bat die alte Frau Ehlers, „un ween nich, Trina. Ik will't man seggen. Alheid is bisehrig*) wiel de Minsch, de se leiw het, nich kamen deist.“

Und sie redete von Alheids Hoffnungen auf Janfredrik. Sie hatte einen reichen Bauern aus Stellichte ausgeschlagen um seinetwillen. Nun kam er nicht, sprach er nicht.

„Ik weet nich, wat dat bedüd't,“ sagte die alte Frau kummervoll. „Aber ik gräm' mi doröver. Alheid het immer ehr egen Sinn het. Se seggt nich veel, man vorleden Nacht hebb ik ehr in ehr Bedd plarren hört. Laat ehr tosträden, Trina, Sophee. Denn schall se woll wedder torecht kamen.“

Am Nachmittag schlenderte Sophee, wie sie pflegte, in Moor und Busch herum.

Als sie an den Kartoffelacker kam, wo die Frauen auf den Arien lagen und die von den Männern aus dem schweren Boden gehackten Knollen auf Haufen lagen, blieb sie stehen, sah sich um. An der äußersten Ecke kniete einsam Alheid. Ihre Augen sahen nicht auf, ihre Hände rasteten nicht, gleichmäßig, unermüdet wühlten sie in dem schwarzen Grund. Das längliche Gesicht schien länger, schmaler geworden. Ein Zug von Bitterkeit lag um die Lippen.

Sophee betrachtete sie nachdenklich. Sie trat zu ihr. Die Spitze ihres Sonnenschirms in den Grund bohrend, sah sie ihr zu. „Alheid,“ sagte sie endlich leise.

„Was soll's?“

„Hast du ihn wirklich so lieb?“

Alheid wurde dunkelrot. „Wen? Wen soll ich liebhaben? Wie kommt darauf, daß ich ein liebhaben soll?“

Sie bebte vor Zorn. Die da sollte mit ihren frechen Händen nicht nach ihrem Heiligsten tasten. Keiner sollte es. Aber die zulezt.

„Na, stell' dich nicht so, Alheid,“ bat Sophee inzwischen. „Man hat doch seine Augen. — Aber die wegbleiben, können wiederkommen.“ Sie lächelte. — „Soll er wiederkommen?“

„Ich verbit' mir so'n Berede,“ sagte Alheid. „Dir darauf zu antworten, halt' ich mich viel zu gut.“

Sophee warf den Kopf zurück. „Es ist nicht klug, sich immer für zu gut zu allen Dingen zu halten, liebe Alheid.“ Aber beim Anblick von Alheids schmalen vergrämten Gesicht siegte noch einmal ihre bessere Natur. „Ich hab' das ja nicht gewußt, Alheid. Ich bin lustig, ich nehme die Dinge leicht. Da hab' ich mir gar nicht vorstellen können, daß es dir ans Herz ging. Und dann — du hast mich beleidigt. Weißt du, damals bei Großvaters Begräbnis. Solch eine wie du bist, hast du gesagt, die verachten die Burschen hier im Moor. Vielleicht wollt' ich dir's anders beweisen — recht deutlich beweisen. — Alheid, sag', daß es dir leid ist, mich gekränkt zu haben.“

Alheid, die einen Augenblick das Gesicht heraufgewandt hatte zu ihrer Verwandten, senkte es wieder. Ihre Hände wühlten weiter. „Ich hab's gesagt, wie ich's meinte. Das kann mir nicht leid tun.“

„Alheid, sag', daß es dir leid ist, mich gekränkt zu haben.“

Alheid antwortete nicht.

„Ich bin anders als du.“

„Das bist.“

„Aber nicht schlecht.“

„Doch. Fals und schlecht.“

Sophee beugte sich herab. Sie sprach leise: „Alheid, sag', daß dir's leid ist — und morgen kommt dein Janfredrik.“

*) verstümmt.



Im Fischerdorf.
Gemälde von W. Langley.

Außer sich, fuhr Alheid empör. „Das lügt. Das kannst nicht machen. Aber, wenn du das könnt'it — wenn ich glauben müßte, er kommt, weil du ihn das geheißt hast — viel lieber wollt' ich ihn in mein Leben nicht wiedersehen! Ja, viel lieber keinen Mann als einen, den ich dir verdanke! Dir!“

„Wie du willst.“

Ein böser Ausdruck trat in Sophees Gesicht. Sie spannte den Schirm auf, ging langsam den Aker entlang. Und während ihre biegsame Gestalt, sich entfernend, schwarz vor dem glühenden Westhimmel stand, begann sie leise ein Lied zu singen. Die kartoffelhadenden Knechte stützten ihre Hände auf den Spaten und horchten. Alheid wandte den Kopf ab. Niemand hörte ihr leises Schluchzen. (Fortsetzung folgt.)

Henrik Ibsen.

Von Hans Ferd. Gerhard.

Der Flieder blühte, und der Goldregen leuchtete, und der Weißdorn streute seine letzten schimmernden Blüten über die Wege. Alle Natur jubelte auf in jauchzender Lebensfülle. Da ging dort droben im Norden, am Christianiafjord, inmitten all dieser blühenden, leuchtenden, schimmernden Wunder ein müder Mann und ein großer Dichter zur letzten Ruhe: Henrik Ibsen. Am 23. Mai schloß der 78jährige für immer die einst so kampflustig blickenden Augen. Und das ganze Volk der Norweger und sein junges Königspaar traten in tiefer, tiefer Trauer an seine Bahre. Aber auch wir Deutschen legten Blumen in reicher, duftiger Fülle an ihr nieder. Denn Henrik Ibsen gehörte und gehört auch zu uns. Unter uns — in Dresden und München — hat er viele Jahre gelebt und geschaffen. Für uns so gut wie für seine Heimatgenossen, in deutscher Sprache so früh wie in der norwegischen, hat er die besten seiner Dramen der Öffentlichkeit übergeben. Bei uns hat er seine stolzesten Triumphe gefeiert. Unter uns sind die Lehren seiner neuen großen Kunst ebenso lebendig wie in seiner nordischen Heimat. Ja, auch uns, gerade auch uns ist Henrik Ibsen gestorben. —

Und was war nun sein Leben? Sollt' ich seinen gewaltigen Inhalt in ein einziges Wort zusammenpressen, so würd' ich sagen: Sein ganzes Leben war Kampf. Die wenigen Jahre seiner ersten Kindheit, die er in Stodmanns Gaard, dem Patrizierhaus des kleinen Hafensstädtchens Skien, verlebte, und die letzten trüben Jahre, da sein Geist dem Tode entgegenämmerte: sie waren wohl die einzigen, die der Hauch der Stille und des Friedens umwehte. Schon mit acht Jahren trat er in eine Welt der Unrast und des Kampfes. Sein Vater, der Kaufmann Knud Ibsen, geriet in geschäftliche Bedrängnis und mußte mit seiner Familie auf den nahen Bauernhof Venstøb übersiedeln, wo Entbehrung und Sorge mehr als einmal an die Tür pochten. Und als Henrik herangewachsen war, da durfte er nicht seinem Herzenswunsch folgen und Maler werden. Da hieß es, selbst die Studien aufgeben und schnell zu Brot und Stellung kommen. Er trat, grollend über sein bitteres Schicksal, als Lehrling in die Apotheke zu Grimstad.

Aber er ergab sich nicht. Da der Tag ihm und seinem feurigen Vorwärtstreben nicht gehören sollte, so flüchtete er sich mit seiner Sehnsucht in die Nacht. Und er studierte in eifriger, unablässiger Arbeit, um sich die Berechtigung zum Besuch der Universität, zum ärztlichen Beruf, zu einer freieren Existenz zu erringen. Da kamen die Sturmjahre 1848 und 49 und pflanzten ihre Ideen in die Seele des Zwanzigjährigen. Und aus ihnen entsprang seine erste dramatische Dichtung „Catilina“. Kampf gegen die Fesseln des Staates war ihre Lösung. Kampf brachte sie auch für den jungen Poeten. Sie veranlaßte ihn, seinen stillen Beruf aufzugeben und in eine „Studentenfabrik“ in Christiania einzutreten. Sie brachte ihm bei der Veröffentlichung im Jahre 1850 wohl den Beifall der Kommilitonen, aber zugleich auch herbe Urteile der zünftigen Kritik. Sie drängte ihn für kurze Zeit in die kämpferische Laufbahn des Politikers und Journalisten und alsbald in die des Regisseurs und Theaterdichters.

In Bergen hat er als solcher sechs Jahre gewirkt und geschaffen. Winter für Winter mußte er ein Drama für seine Bühne schreiben. Der Romantiker und der Historiendichter vertiefte sich damals in Stoffe aus der norwegischen Sage und schmückte diese in balladenhafter Weise aus oder tauchte sie in lyrische Stimmung.

Dann zog ihn wieder die Hauptstadt in ihren Bann. Er ward 1857 als artistischer Leiter des norwegischen Theaters nach Christiania berufen. Jetzt warf das junge Eheglück mit Susanna Thoresen wärmende Strahlen auf sein Schaffen. Gleichzeitig aber steuerte der junge Feuerkopf sein Lebensschifflein aufs neue in die wildeste Brandung hinaus. Es galt den Kampf um das Recht der heimischen Dichtung auf der norwegischen Bühne, die damals noch so gut wie ganz von dänischer Dramatik und dänischen Schauspielern beherrscht war. Ibsen focht in diesem Kampf, der sich nach einem Jahrzehnt siegreich für den jungen Sturm und Drang entschied, in vorderster Linie. Und Hohn und Verleumdung waren der Dank, mit dem ihm die Gegenpartei lohnte. Sein Drama „Nordische Heerfahrt“, in dem er die Siegfried- und Brünhildensage vermenslichtete, ward in den Streit hineingezogen und von den Gegnern immer wieder als künstlerisches Ünding verspottet.

Und andere Kämpfe folgten. Die „Norwegische Gesellschaft“, die er zum Schutz der heimatischen Kunst gründete, verließ er angewidert, da sie sich von den Politikern ins Schlepptau nehmen ließ. Das Norwegische Theater machte bankrott, und er mußte als Dramaturg an das Christiania-theater flüchten. Sein Antrag auf eine staatliche Pension, wie sie in Ibsens Heimat noch heute an anerkannte Schriftsteller vergeben wird, ward unter verletzenden Äußerungen abgelehnt. Als er seine „Komödie der Liebe“ herausgegeben hatte, ward er von der Christianiaer Gesellschaft in Acht und Bann getan, weil er in seinem Stück angeblich die Geistlichkeit „auf die Bühne gezerrt“ hatte. Für sein großes historisches Schauspiel „Die Kronprätendenten“, in dem er in so genialer Weise den geborenen König im Kampf mit dem Halbtalent und der Hinterlist schildert, fand er nicht die erwartete Anerkennung.

Kampf, erbitterter Kampf überall. Und fast überall auch Übelwollen, Verleumdung, Mißachtung und schwere Enttäuschung. Henrik Ibsen liebte sein Vaterland, wie nur ein Sohn seine Mutter lieben kann. Aber er ward ihm gram darüber, daß es Wege wandelte, die ihm zuwider waren, und daß es die Mahnungen seiner überschäumenden Liebe mit rauher Hand zurückstieß. Der Fanatiker in ihm hatte den Bogen zu sehr gespannt, er mußte zerbrechen. In der freiwilligen Verbannung, inmitten der Schönheit Roms, hat es Ibsen mit tiefem Schmerz erkannt. Und er hat dort sein großes, gewaltiges Drama „Brand“ gedichtet und dahinein all seine tiefe Sehnsucht ausgeströmt. Er selbst ist jener Pastor Brand, dessen Grundsatz „Alles oder Nichts“ ihn wohl zu außergewöhnlichen Taten fortreibt und ihn zu heroischer Größe führt, ihm aber auch sein Liebstes raubt und ihn in die Eiswüste des Lebens davontreibt. Er selbst ist dieser harte Willensmensch, dieser Fanatiker der Wahrheit und des Fortschritts, der sich eine größere, freiere Kirche errichten

möchte als die Menschen um ihn. Und kaum, daß er sie vollendet, schon wieder erkennt, daß auch sie zu klein ist für seinen Gott. Wie Brand fühlte auch er sich als Reformator, als Prophet. Auch er grübelte Tag und Nacht über das neue Evangelium des Willens und der Wahrheit. Auch er wollte der Mitwelt seinen neuen befreienden Glauben aufzwingen. So rang Ibsen Zeit seines Lebens mit sich selbst, ja kämpfte er mit der Gesellschaft. Die Kämpfe in seinem Innern waren aber die schwereren. Kein banger Zweifel, keine Enttäuschung blieb ihm erspart. Immer und immer wieder mußte er sich zu neuer schmerzlicher Erkenntnis durchringen.

Hatte er auch das Recht, sich als König im Reich der Geister zu fühlen? War er wirklich dazu berufen, sich mit seinen Ideen und seiner Kunst Norwegen zu unterwerfen? Das war der Zweifel, der ihn in seiner Jugend jahrelang peinigte. Schon in den „Kronprätendenten“ beschäftigte sich Ibsen mit ihm. Und damals war seine Hoffnung noch ganz ungebrochen. Noch durfte er sich als Hahn, als der Berufene und Glückreiche, fühlen. Noch brauchte er sich nicht dem starken, aber sich selbst mißtrauenden Stule gleichzustellen. Er würde, ja, er mußte das Zepter erringen.

Und wieder taucht dieselbe Frage, derselbe Zweifel auf in seinem Drama „Kaiser und Galiläer“. Julianus Apostata, der römische Cäsar, träumt davon, die Reiche, die auf dem Baum der Wissenschaft und auf dem Stamm des Kreuzes erwachsen sind, in ein einziges, größeres und schöneres zu verschmelzen. Aber er versteht seine Zeit nicht und läßt sich zu dem Plan verlocken, die junge Gewalt des Christentums zu zerbrechen und die alte heidnische Welt der Schönheit wieder aufzurichten. Das aber bedeutet, das Rad der Weltgeschichte rückwärts drehen. Es bedeutet, Unmögliches wollen. So muß Julian der Abtrünnige dem Galiläer unterliegen. Dem größeren, dem wahren Kaiser gegenüber wird er, trotz edlen Willens, zur jämmerlichen Karikatur und zum widerwilligen Werkzeug höherer Zwecke.

Nein, das ist das erste, muß das erste sein: die Grenzen und die Richtung finden für das eigene Wollen. Nie und nimmer kann der Fortschritt zu einer höheren Stufe der Menschheitsentwicklung in der Zertrümmerung des großen christlichen Ideals liegen. Möglicherweise liegt er in jenem dritten Reich, in dem sich Wahrheit und Schönheit, Freiheit und Sittlichkeit vermählen. Doch das ist der Zukunft vorbehalten. Für uns Lebende heißt es — so predigt uns Ibsen immer wieder — die eigene Persönlichkeit aufs äußerste ausprägen und veredeln, sich selber treu bleiben und die einmal erkannte Wahrheit höherstellen als alle kleinlichen Vorurteile und Vorurteile, vor allem aber das eigene Wollen in Einklang bringen mit den größeren und heiligeren Gesetzen der Allgemeinheit.

Wahrheit gegen sich selbst und andere! Das ist der immer und immer wiederkehrende Leitsatz in Henrik Ibsens Dramen. Wahrheit fordert er schon in den „Stützen der Ge-

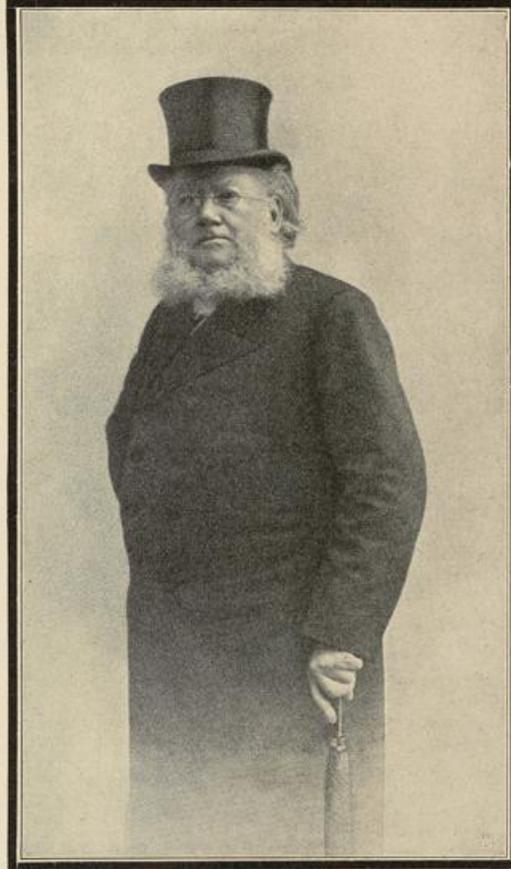
ellschaft“. Auf einer Lüge hatte Konsul Bernick sein Glück aufgebaut. Aber in einer einzigen Stunde sah er das ganze stolze Gebäude zusammenbrechen.

Wahrheit, ganz das sein wollen, was man ist! predigt er in „Nora“, in den „Geistern“, in „Hedda Gabler“, in „Klein-Eynolf“. Bankdirektor Helmer verhätschelte seine Gattin, war aber im innersten Herzen ein kalter Egoist. Nora war ihm nur die Nachttaube, das Püppchen, war ihm nicht die Frau, die Gefährtin. So war ihre Ehe nur leerer Schein, und sie mußte bei Erkenntnis der Wahrheit zerbrechen. Frau Alving war die Gattin eines Wüstlings geworden und hatte nicht die moralische Kraft, diese Chelüge einzusehen. So ward Oswald, ihr über alles geliebter Sohn, das unschuldige Opfer. Die stolze und kluge Hedda Gabler hatte aus äußeren Rücksichten einem kleinlichen, heimlich verachteten Manne die Hand gereicht, und sie mußte darüber zugrunde gehen. Die Eltern Klein-Eynolfs fanden sich erst an der Bahre ihres ertrunkenen Knaben in Wahrheit und wahrer Sittlichkeit wieder.

So übte Henrik Ibsen in seinen Dramen die große Mission seines Lebens. Und er ließ niemals von ihr ab, mochte er auch erkennen, daß der Wahrheitskämpfer verfolgt und einsam wird, wie der Dr. Stockmann im „Volksfeind“; mochte er auch einsehen, daß die Wahrheit nicht für alle taugt, und daß sie ein Menschenleben zugrunde richten kann, wenn ein Schwächling ihr gegenübersteht, wie Hjalmar Ekdal in der „Wildente“; mochte er auch begreifen, daß es nicht immer wohnlich ist in den großen und schönen Heimstätten, die man sich und anderen als Prophet erbaut, und daß man wohl daran zugrunde gehen kann, wenn man selbst zur Höhe des Turms emporsteigen will, den man einer gläubigen Gemeinde errichtet, wie der „Baumeister Solness“.

Ibsen wußte nur allzu wohl, daß das Schicksal des Dichterpredigers tragisch ist und tragisch sein muß. Und er wählte es doch. Wohl fand er mit den „Stützen der Gesellschaft“ langsam den Weg zum Herzen seines Volkes, wohl scharten seine späteren Werke, die er in Dresden und München und Rom schuf, zahlreiche Anhänger und Verehrer um ihn, wohl ward ihm 1886 die ersehnte Staatspension zuteil, wohl durfte er 1892 seinen dauernden Wohnsitz wieder in Christiania nehmen und dort Ehren in Hülle und Fülle ernten: er hat doch stets die Dornen an seinem Weg gesehen und empfunden. Und sein Epilog, sein Drama „Wenn wir Toten erwachen“, war ein Schmerzensschrei über das Los des Künstlers, der die Welt, die Menschen nicht lieben darf, da er sie erkennen und darstellen muß.

Jetzt hat dies heiße Herz den letzten Schlag getan. Für immer verloren ist uns der große Prediger gegen die Sünden der Gesellschaft. Für immer uns verloren der stolze Geist, der die letzten Probleme der Ethik zu lösen suchte und ähnliche Wege ging wie unser Friedrich Nietzsche, doch ohne sich in die gleichen heroischen Irrtümer zu verlieren. Wir stehen bewegt,



Henrik Ibsen.

daß dieser Mund nie wieder zu uns sprechen, daß dieser Geist nie wieder neue Pfade für uns suchen wird. Und doch, in Ibsen, dem Künstler, verlieren wir noch mehr.

Sind es nun seine Gedichte, die uns so Unvergleichliches gebracht haben? Manches unter ihnen wird wohl zu den schönsten Blüten norwegischer Poesie gerechnet. Aber andere nordische Lyriker haben noch Größeres geschaffen. Sind es dann seine romantischen Jugendsdichtungen, die auf uns diesen unwiederbringlichen Zauber ausüben? Oder sind es die gewaltigen Schauspiele von den „Kronpräsidenten“ und von „Julian Apostata“, in denen ein Dramatiker von der Macht eines Hebbel fast unüberwindlich große Stoffe meisterte? Oder ist es „Brand“, vielleicht Ibsens mächtigste Dichtung, die uns etwas schenkte, was die Welt vorher nie besessen hatte? Nein, nein, selbst dieses nicht! Es sind, trotz allem, die Gesellschaftsdramen seines Mannesalters, Dichtungen wie „Nora“, wie „Der Volksfeind“, wie „Die Wildente“, wie „Die Geispenster“, wie das wundersame und herrliche „Rosmersholm“ und wie vielleicht auch das späte Schauspiel vom „John Gabriel Borkman“.

In ihnen hat uns Ibsen eine ganz, ganz neue Kunst offenbart. In ihnen hat er das Meisterstück vollbracht, für die neuen Stoffe, die ihm der große Kampf um die neue Weltanschauung entgegenbrug, auch eine neue Form zu finden. Er sah, daß das Versdrama für diese Stoffe des alltäglichen Lebens nicht schlicht genug war. Er sah, daß die französischen Sittenstücke zuviel Theatralik enthielten. Und er suchte eine Form, die sich mehr als beide der Wirklichkeit anschmiegte und doch nicht in Regellosigkeit ausartete. Er ließ seine Personen sprechen wie im täglichen Leben, und ließ sie doch nicht drauflos schwätzen wie so oft unsere deutschen Naturalisten. Jeder Satz des Dialoges füllte seinen Platz

in einem wohlberechneten Entwurf. Jede Szene bekam eine wichtige Stelle im Haushalt seines Stückes. Die Episode um der Episode willen war ihm zuwider. Er wußte, daß die Seele des modernen Menschen oft ein verschlungenes Gewebe von Gedanken und Wünschen ist und daß es zum Schwersten gehört, ihren vollen Inhalt in die drei oder vier Akte eines Dramas zu gießen. So beschnitt er die Ranken der Handlung aufs sorgsamste. So drängte er alles aufs kunstvollste zusammen und gab doch Seelenbilder von einem Reichtum und einer Feinheit, wie wir sie kaum vorher kannten. Und das alles ohne viel äußere Handlung. Im scheinbar alltäglichen Gespräch enthüllen uns seine Menschen ihre Schicksale, ihren Charakter, ihr Fühlen und Denken. Abichtslos und einfach erscheint uns alles. Und doch ist es gar wunderbar fein erfonnen und geordnet.

Hierin ist Ibsen aller neueren Dramatiker unerreichter Meister. Er gehört vielleicht nicht zu jenen Dichtern, die ein Leben im Innersten mit Leben und uns oft in wenigen Worten Anteil nehmen lassen an den Leiden und Wirnissen, an dem Stürmen und Zauchen einer Menschenseele. Er hat auch vielleicht allzuviel Freude an dem Geheimnisvollen, sich Verwirrenden, den dunklen Symbolen und Gleichnissen. Aber sein Auge durchdringt mit unerbittlicher Schärfe alle Tiefen des Menschenherzens. Alle Regungen, alle Gedanken und Gefühle liegen vor ihm da wie bunte Steinchen und Gläser, aus denen der Künstler wunderbare Mosaiken zusammenfügt.

Jetzt ist Henrik Ibsen, der Kämpfer und Dichter, zur ewigen Ruhe eingegangen. Und sein ganzes Volk, um dessen Gefolgschaft er so heiß gerungen, stand mit dem jungen Königspaar an seiner Bahre. Wir Deutschen aber trauern mit ihnen um Norwegens großen Sohn. Denn in Schmerz und Freude dürfen wir es heute sagen: Henrik Ibsen war ja auch unser.

Aus dem Reich der Wohlgerüche.

Von J. Boyer.

Feiere den frohen Tag! Denn niemand nimmt seine Güter mit sich, niemand kehrt wieder, der gefahren ist zum Lande, das das Schweigen liebt. Lege Myrrhen auf dein Haupt! Stelle Salben und Wohlgerüche hin für deine Nase, salbe dich mit den echten Wunderdingen Gottes! Feiere den frohen Tag!

Auf alten Papyrusrollen sind solche Lieder verzeichnet; wenn sie heute erklingen, würden sie das Herz jedes Parfümfabrikanten höher schlagen lassen; denn so sehr auch die Welt von heute Wohlgerüche liebt, gegen die alten Ägypter können die modernen Völker nicht aufkommen. Den Kindern der Pharaonen waren ja duftende Salben

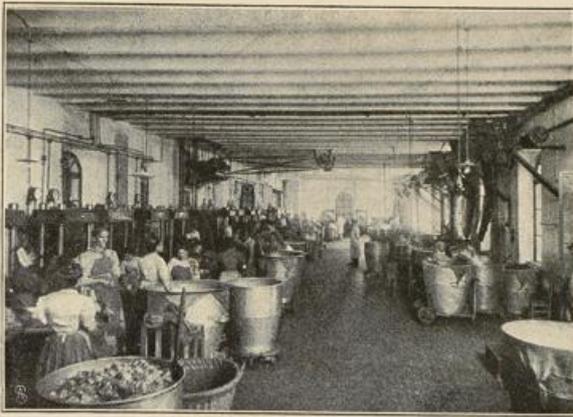


Weichenernte bei Nizza.

und wohlriechende Räucherungen ein Lebensbedürfnis. Mit wir alte Hieroglyphen, die da melden,

daß die fleißigen Arbeiter beim Bau der Pyramiden sich bes schwer hätten, man habe ihnen den Lohn und . . . Salben vorenthalten. So das Volk — und auch die feine, vornehme Welt war durchaus nicht diskret im Benutzen der Parfüme. Da saßen Herren und Damen beim Festmahl, und auf ihrem Haupthaar war ein fegelartiger Aufputz aus schwammartigem Stoff befestigt; er war mit balsamischem Öl so wohl getränkt, daß es langsam auf das Haupt des festlich Geschmückten niedetroff! Von den Ägyptern lernten die Griechen den verschwenderischen Gebrauch der Parfüme, dann ahnten ihnen die siegreichen Römer nach;

erzählt doch Lucian von den Frauen seiner Zeit, daß sie „dem Begegnenden das ganze Glückliche Arabien aus ihren Locken entgegendufteten ließen“. Bald aber



Mazeration der Veilchen.

änderten sich die Zeiten; in den Stürmen der Völkerwanderung ging der alte Luxus zugrunde; die rauhen Barbaren des Nordens schwärmten nicht für Weihrauch und balsamische

Düfte. Die Länder im Süden des Roten Meeres verloren an Bedeutung, und erst allmählich konnte sich unter dem Einfluß der Araber die Parfümfabrikation von ihrem Niedergang erholen, bis sie im vorigen Jahrhundert eine neue große Blütenepoche erlangte. An Mannigfaltigkeit und Feinheit der Erzeugnisse übertrifft sie heute weit alle Künste der ägyptischen Salbenmacher. Es stehen ihr auch andere Mittel zur Verfügung. Die

alte Welt hatte nur einen beschränkten Handelskreis; wir können unter den Erzeugnissen der ganzen Erde wählen. Da sind die Myrrhen, der Weihrauch und die Balsame des Glücklichen Arabiens an Bedeutung sehr gesunken. Köstlichere Wohlgerüche liefern uns andere Länder, Südasien Patchuli und Mang-Mang; das südlichere Amerika Vanille; vor allem hat aber die Kunst, auch den Duft der in Europa heimischen oder akklimatisierten Blumen festzuhalten, große Fortschritte gemacht. Fast über alle Länder sind Anstalten verbreitet, in denen man aus Pflanzen die ätherischen Öle, die eigentlichen Träger der Düfte, gewinnt. Deutschland kann sich heute rühmen, aus Rosen, die in der Nähe von Leipzig erblühen, das beste Rosenöl der Welt zu destillieren. England erzeugt vorzügliches Pfefferminzöl, und Rußland versorgt die Welt mit Anisöl.

Zur schönsten Entfaltung konnte aber naturgemäß die Parfümfabrikation in Ländern gelangen, die dank einem wärmeren Klima aromatische Kräuter und duftende Blumen in reicherer Fülle zu erzeugen vermögen. Das ist in Südfrankreich der Fall, und die Umgebungen von Grasse, Cannes und Nizza bilden heute eine Produktionsstätte von Wohlgerüchen, die für uns eine ähnliche Bedeutung besitzt, wie sie einst das Glückliche Arabien und das Weihrauchland im Dithorn Afrikas für die Völker des Altertums gehabt haben. Rings um die gegen kalte

Winde wohlgeschützte Stadt Grasse dehnen sich weite Blumenfelder aus, auf denen Veilchen und Rosen, Heliotrop und Tuberosen, Orangenbäumchen und Jasminsträucher gezogen werden, und all' die zahllosen Blütchen, die hier gesammelt werden, wandern in Parfümfabriken, deren Zahl gegen achtzig beträgt. Im Monat Mai werden von ihnen täglich gegen 50 000 Kilogramm Rosenblätter und gegen 20 000 Kilogramm Orangenblüten verbraucht. Ähnliches sehen wir um Nizza, das durch seine Veilchenkulturen besonders berühmt ist. Alljährlich wird hier ein großer Blütenmarkt abgehalten, und auch hier kommen während der Blütezeit des Orangenbaumes täglich über 20 000 Kilogramm Orangenblüten zum Verkauf. Natürlich beizien die meisten der Fabriken auch ihre eigenen Blumenfelder und Orangenhaine. Stehen diese in Blüte, so bieten sie einen entzückenden Anblick, und malerische Bilder sind zu schauen, wenn Scharen von Mädchen und Frauen in der Morgenfrühe die duftenden Blumen pflücken. Freilich schafft das milde Klima nicht allein diese Wunder, sie sind zum großen Teil auch das Werk der Gärtnerkunst. Leicht ist es auch im geeigneten Süden nicht, so üppige Veilchentepiche zu schaffen, wie wir sie im lichten Schatten der Obstbäume in der Umgebung von Nizza bewundern können.

Weite Rosenfelder, wie sie sich um Nizza und Grasse erstrecken, kann man auch in anderen Ländern finden; nirgends sonst in der Welt wird aber die köstlich duftende Tuberose oder Nachthyazinthe in solchen Massen angebaut. Java und Ceylon sind ihre Heimat, von hier hat sie den Siegeszug um die Erde angetreten, sie ist die Lieblingsblume der Peruaner geworden, in unserem Klima gedeiht sie nur als Topfpflanze, die im



Pflücken der Tuberosen.

Sommer in den Garten gepflanzt werden kann. Bei ihr bewährt sich die Regel, daß die wenig auffallenden reinweißen Blüten von der Natur mit dem stärksten Duft ausgestattet zu werden pflegen.



Auslesen der Rosenblätter.

Etwas länger wollen wir jedoch bei den Orangenbäumen verweilen. Für den Parfümfabrikanten sind ihre Blüten sehr wichtig und für uns höchst lehrreich, denn gerade an ihnen können wir die verschiedensten Arten der Parfümgewinnung studieren.

Die Orangen-, Apfelsinen- und Zitronenbäume, Angehörige der Gattung Citrus, haben sich im Lauf der geschichtlichen Zeit aus ihrer ostasiatischen Heimat allmählich über die wärmeren Länder Europas verbreitet. Hauptsächlich werden sie ihrer Früchte wegen angebaut, die wichtige Genußmittel bilden, sie sind aber auch dem Parfümfabrikanten willkommen wie kaum eine andere Pflanzenart, denn ihre Blätter, Blüten und Fruchtschalen sind reich an verschiedenen Riechstoffen. Alle diese Teile der Citrusbäume werden auch ausgebeutet. Am einfachsten gestaltet sich die Gewinnung bei den Fruchtschalen. Man erntet sie im grünen unreifen Zustand, bringt sie in besondere Apparate, in denen sie zerstoßen und zerschritten werden und unter Pressung ihr ätherisches Öl abscheiden. Auf diese Weise erhält man aus den Schalen der Bergamottenorange das wohlriechende Bergamotteöl, das u. a. einen Bestandteil des Kölnischen Wassers bildet, aus den Schalen der Zitronen das Zitronenöl, und aus den Apfelsinenschalen das liebliche Apfelsinenöl.

Viel feiner sind die Riechstoffe, die uns die Blüten der Orangenbäume liefern. In dieser Hinsicht wird namentlich die Bigaradie oder Pomeranze, der Orangenbaum mit bitterer Frucht, hochgeschätzt.

Seine Kultur ist wohl lohnend, denn die Bäume beginnen schon im fünften Jahre zu blühen. Anfangs ist die Ernte an Blüten gering, aber sie steigert sich von Jahr zu Jahr, bis der Baum in seinem vierzigsten Lebensjahr die Vollkraft erreicht und jährlich bis zu einem Zentner Blüten erzeugt. So fruchtbar ist der Apfelsinenbaum nicht, man kann schon zufrieden sein, wenn er auf der Höhe seiner Entwicklung etwa die Hälfte, also 20 bis 25 Kilogramm Blüten liefert.

So einfach wie die Fruchtschalen lassen sich aber die zarten Blumen nicht behandeln; man kann ihnen das feine Öl nicht abpressen, muß vielmehr zu einem anderen Verfahren greifen. Die meisten ätherischen Öle siedeln erst bei etwa 250 Grad Celsius; bringt man sie aber in kochendes Wasser, so werden sie von den entweichenden Dämpfen zum Teil mitgerissen. Dank dieser Eigenschaft kann man sie abdestillieren. Auf diese Weise wird das kostbare Rosenöl gewonnen; in früheren Zeiten warf man Blätter der Rosenblüten in kupferne Destillierblasen, goß Wasser darüber, setzte die Blasen auf offenes Feuer und sammelte die entweichenden Dämpfe in einem Kühler. Ebenso verfahren noch heute die Einwohner der französischen Alpen bei der Gewinnung des Lavendelöls. Dort gedeiht die echte Lavendelpflanze (*Lavandula vera*) oft in hohen, bis 2000 Meter über dem Meere gelegenen Lagen. Im Juli treibt sie ihre Blütenähren und ist dann besonders reich an ätherischem Öl; sie trägt aber keinen längeren Transport, und die Destillation muß möglichst in der Nähe des Ernteplatzes erfolgen. So gehen denn im Hochsommer die Einwohner mit ihren primitiven Destillierapparaten in die Hochtäler und arbeiten, immer höhere

Gebiete aufsuchend, bis in den August hinein. Unsere untenstehende Abbildung zeigt eine solche fliegende Destillationsanstalt in der Gegend von Castellane. Auf eisernen Dreifüßen stehen die Blasen; man heizt mit Holz und benützt Zonen als Kühlgefäße, die man mit dem Wasser einer nahen Quelle füllt.

Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß man bei diesem Verfahren feines Öl nicht erhält. Die kupfernen Blasen, die über offenem Feuer stehen, werden überhitzt. An ihren Wänden werden nun Pflanzenteile und Spuren ätherischen Öls durch die übermäßige Hitze zerlegt, und das Destillat zeigt einen mehr oder weniger brenzligen Beigeruch. Man verwendet darum heute in allen besseren Anlagen die Dampfdestillation: man läßt über die in einem verschlossenen Behälter aufgehäuften Blüten oder Pflanzenteile überhitzten Dampf streichen und sammelt ihn in Kühlgefäßen. Dort verdichtet er sich zu

Wasser, und auf diesem schwimmt das mitgerissene ätherische Öl. Nach diesem

Prinzip hat man eine ganze Anzahl verschiedener Apparate konstruiert, über deren Wert Erfinder und Fabrikanten streiten. Wie groß aber die Anlagen in Fabriken sind, in denen die Blüten zentnerweise verarbeitet werden, darüber belehrt uns ein Blick in die Destillierhalle einer der berühmten Parfümfabriken in Grasse. (Vergl. die Abbildung auf der folgenden Seite.)

Wer das Beste leisten will, muß dafür sorgen, daß die Blüten in reinstem Zustande in die Apparate gelangen. So sammelt man die Rosen möglichst früh am Morgen, bevor in der Sonnenwärme ein Teil des ätherischen Oles ver-

duftet ist; dann werden in großen Sälen die Blumen von grünen Blättern und Stielen befreit, so daß nur Rosenblütenblätter, die Träger des herrlichen Duftes, in die Apparate kommen. Freilich gibt es auch in dieser Industrie Fälscher, ja, man sagt, daß sie in der Parfümerie ganz besonders ihr Unwesen treiben. Solche Fabrikanten minderwertiger Waare üben mitunter schon beim Destillationsprozeß ihre bösen Künste und destillieren z. B. das billige Geraniumöl über Rosenblättern.

Auch die Orangenblüten wandern in jene großen Apparate, und das aus ihnen gewonnene Destillat zeichnet sich durch einen besonders lieblichen Geruch aus. Im Handel wird es Neroliöl genannt, aber selten nur erhält man unter diesem Namen echtes Orangenblütenöl. Wir haben schon mitgeteilt, daß auch die immergrünen Blätter der Citrusbäume, namentlich die der Bigaradie und der Apfelsine, Riechstoffe enthalten. Man nimmt nun Blätter und junge Schößlinge dieser Bäume und destilliert aus ihnen das Petitgrainöl, das aber weit weniger angenehm als das Neroliöl riecht. Häufig werden nun beide Öle gemischt, und die Mischung wird als echtes Neroliöl verkauft.

Renommiertere Firmen wollen aber nur das Beste erzeugen. Ihnen ist selbst das Destillat aus Orangenblüten nicht fein genug. Sie wollen den Duft noch reiner haben.

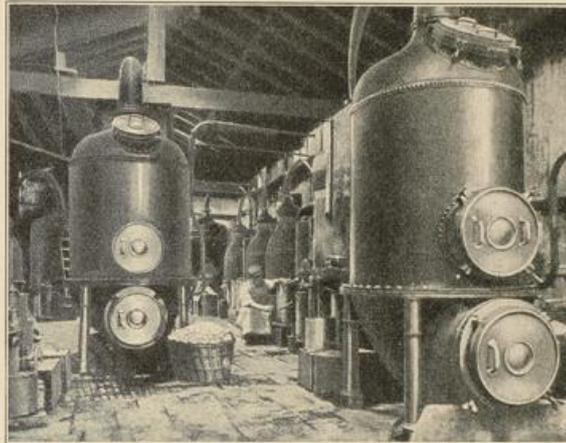
Die alten Ägypter wußten wohl, warum sie gerade Salben mit Wohlgerüchen versetzten. Das Fett ist ein vorzüglicher Duftfänger. Das erfährt mitunter die Hausfrau, wenn auch nicht zu ihrer Freude. Die Butter nimmt begierig alle Gerüche der Umgebung auf und leider nur zu oft die üblen eines modrigen Kellers oder einer schlecht gelüfteten Speisekammer. Diese Eigenschaft der Fette macht sich der Fabrikant zu Nutze,



Destillation des Lavendelöls in den französischen Alpen.

und mit seiner Hilfe entzieht er den Blumen die feinsten Wohlgerüche, die sich auch in den besten Destillierapparaten nicht fangen lassen. Zu diesem Zweck verwendet er reines Schweinefett, Rinds- oder Hammeltalg oder auch Mischungen verschiedener Fette. Die Masse wird in eigens dazu eingerichtete Kessel, die durch Wasserdampf sich auf etwa 65 Grad Celsius erwärmen lassen, gebracht, und in das flüssige Fett schüttet man Blumen hinein. Sie verbleiben darin mehrere Stunden, worauf sie herausgenommen und durch frische Blüten ersetzt werden, bis sich das Fett völlig mit dem Duft gesättigt hat. Die Operation dauert 24 bis 48 Stunden. In großen Parfümerien fassen die Kessel 100 bis 150 Kilogramm Fett; sie werden „Bugadiers“ genannt, und diese Gewinnungsart der Nichtstoffe heißt Mazeration oder Infusionsverfahren. In solche Kessel wandern nun Körbe mit Orangenblüten; in ihnen wird auch Veilchen, Rosen, Akazien- und Heliotropblüten der Duft entzogen. Wie groß derartige Anlagen in den Fabriken Südfraufs sind, zeigt unsere oberste Abbildung S. 501, die uns eine Mazerationshalle vorführt, in der gerade Veilchen behandelt werden. Aber selbst bei diesem Verfahren kann es vorkommen, daß weniger angenehme Nichtstoffe, die in den grünen Teilen der Blüten enthalten sind, sich dem Fett mitteilen und das Parfüm einen wenn auch sehr schwachen Beigeruch nach Gras oder Kräutern erhält. Um auch dieses zu vermeiden und die Düfte, welche die Blüten aushauchen, in reiner Form zu fangen, bedient man sich einer anderen Methode. Die frischen Blüten werden in kleinen Kästen ausgebreitet und mit einer Glastafel geschlossen, deren Innenseite mit Fett bestrichen ist. Die Blumen und das Fett berühren einander nicht, nur der Duft dringt in das Fett ein. Die Blüten werden so lange erneuert, bis die volle Sättigung des Fettes erfolgt ist. „Enfleurage“ oder Absorbionsverfahren nennt man diese Methode. Sie dient zur Gewinnung der feinsten Wohlgerüche und wird vor allem

bei der Tuberoze, dem Jasmin, Flieder, bei Narzissen, Maiglöckchen u. a. angewendet. Diese wohlriechenden Fette nennt der Fabrikant „Pomaden“, und aus ihnen bereitet er seine feinsten „Extraits“. In geeigneten Gefäßen wird die Blütenpomade mit 80prozentigem Spiritus versetzt und gründlich geschüttelt; der Alkohol entzieht dem Fett die Nichtstoffe und wird abgezogen. Außer den Duftstoffen hat sich aber auch etwas Fett in ihm aufgelöst, und man muß es entfernen, da es eine unwillkommene Beigabe bildet. Diese Trennung wird dadurch erzielt, daß man die weingeistigen Auszüge in Kältemischungen von —18 Grad bis —20 Grad Celsius stellt. Das Fett scheidet sich vom Alkohol ab, es friert aus, und durch vorsichtiges Abgießen und Filtrieren erhält man die feinste Blütenessenz. Verschiedene dieser Essenzen kommen rein, nur mit Spiritus verdünnt, als Parfüm in den Handel. Es sind dies dann die wirklich echten Veilchen-, Nieseda-, Heliotrop- u. a. Extraits, die natürlich im Preise hoch stehen. Die Kunst des Parfümeriefabrikanten geht aber weiter, er bereitet aus verschiedenen ätherischen Ölen und Essenzen Mischungen, stellt sie zu „Bouquets“ zusammen, die uns nicht den Wohlgeruch einer Blume, sondern den Duft eines Blütenstraußes bieten.



Destillierhalle.

Seit geraumer Zeit sind die Chemiker eifrig damit beschäftigt, Blütenduft in ihren Retorten herzustellen. Sie haben auch in dieser Hinsicht große Erfolge gehabt. Wir besitzen künstliches Vanillin, künstliches Coumarin, den Duftträger des Waldmeisters, im Jonon einen Stoff, der dem natürlichen Duftstoff des Veilchens sehr nahesteht, u. a. m.; man kann aber nicht sagen, daß dadurch die Gewinnung der natürlichen Wohlgerüche beeinträchtigt worden wäre. Sie bleiben unübertroffen, und die feinsten Blütenessenzen in konzentrierter Form, wie sie in Grasse und Nizza bereitet werden, stehen hoch im Preise; bezahlt man doch für 1 Kilogramm dieser gefesselten Düfte Tausende, ja selbst bis zu 20 000 Mark!

Retorten herzustellen. Sie haben auch in dieser Hinsicht große Erfolge gehabt. Wir besitzen künstliches Vanillin, künstliches Coumarin, den Duftträger des Waldmeisters, im Jonon einen Stoff, der dem natürlichen Duftstoff des Veilchens sehr nahesteht, u. a. m.; man kann aber nicht sagen, daß dadurch die Gewinnung der natürlichen Wohlgerüche beeinträchtigt worden wäre. Sie bleiben unübertroffen, und die feinsten Blütenessenzen in konzentrierter Form, wie sie in Grasse und Nizza bereitet werden, stehen hoch im Preise; bezahlt man doch für 1 Kilogramm dieser gefesselten Düfte Tausende, ja selbst bis zu 20 000 Mark!

Der Kleinstadt Erwachen.

Da liegt sie nun, die kleine Stadt,
Vom Morgenlicht umflossen, und schläft . . .
Noch hält kein Schritt vom Stein,
Nur ein geschwähzig Wässerlein
Läuft eilig durch die Gassen.

Mit roten Kapfen auf dem Haupt,
Ein Häuflein grauer Zwerge,
Schart sich der Häuser Doppelkreis
Um's Kirchlein, das zu Gottes Preis
Serniedersehaut vom Berge.

Mit zittrig altem Stimmchen hebt
Die Turmuhr an zu schlagen:
„Ans Werk, ihr Kinder, nicht gesäumt!
Ach — zu viel schöne Zeit verträumt
Der Mensch von seinen Tagen!“

Flug wird das liebe Leben wach,
Es rührt sich allerorten;
Die Jugend lacht sich ins Gesicht,
Das wundervolle Sonnenlicht
Strömt ein in alle Pforten!

Schon walt der Essen blauer Rauch
Behaglich hin und wider,
Der Laubenschwarm vom Rathausdach
Fliegt rauschend auf, der Star wird wach
Und pust sich das Geseider.

Und Raffeeduft und Fliederduft,
In lieblichem Gemenge,
Wogt auf und ab von Haus zu Haus
Und wandert weit vors Tor hinaus:
Der Weihrauchduft der Enge.

Anna Ritter.

Georg Bangs Liebe.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Georg Bang war Lehrling im Hause A. G. Gutkind. Aber anders waren die Lustschlösser gewesen, die er sich einst zu Hause von seiner Tätigkeit und seinem raschen Vorwärtstommen, von seinem ganzen Leben hier in Leipzig erträumt hatte — anders war die Wirklichkeit, die ihn empfing, in ihre Arme nahm und hielt.

Gleich das Erste war so anders gekommen, als er es sich gedacht, als selbstverständlich ausgemalt hatte.

Nach zehn Uhr abends war der Zug in Leipzig endlich angekommen, und Georg, der wie gerädert war von der beinahe vierzehnstündigen Fahrt auf harter Bank, fühlte, wie ihn nun die Erregung neu belebte. Mühsam hob er den großen braunen Koffer aus dem Gepäckfach herunter und schleppte ihn aus dem Waggon hinaus auf den mit matten Licht beleuchteten Perron. Da stand Georg nun neben dem Koffer und spähte in das Gewirr der sich rings um ihn drängenden Menschen, ob er nicht einen Herrn finden könnte, der selber suchend durch die Menge schritt, ob er nicht irgendwo seinen Namen rufen hörte.

Aber da war nichts . . .

Immer noch drängten Menschen aus dem Zug und an den Zug heran. Da gab's ein Händeschütteln — dort ein Sichumarmen und Sichküssen. Hier rief ein Herr laut und mit fremdländischem Akzent in der Aussprache nach einem Träger, dort klang ein Rufen und jubelndes Lachen und Sicherkennen auf. Manchmal, wie die Menschen an ihm vorüberdrängten, hörte er ein paar Worte — wie Neben aus einer fremden Welt schlugen sie ihm entgegen, während er aufgerichtet, bleich und abgespannt, die Augen über all dieses Gewirre gleiten ließ.

„Nee — sowas! — ham Se sich ooch amal entschlossen, uns aufzsuchen?! Und de Frau Kemahlin — wie's pliehende Läben!“

Ein anderer — ein hagerer alter Mann mit gelbem verbissenen Gesicht und harter Sprache, und neben ihm ein zweiter Keiner, behäbiger, der jenem die Reisendecke trug und sich im Gehen immer wie um Entschuldigung bittend verneigte.

„Aber Unsinn! — Ihr Reijenderr hat gesagt — Sie können liefern achtaufend Perwizki — schöne Felle für eine Mark swanig . . .“

Die Flut der Menschen wurde schwächer — und immer mehr verlief sie sich. Nur an den Schranken des Perrons staute sich noch ein Knäuel. Und Georg stand immer noch und sah, ob denn keiner nach ihm blicke.

Da wurde er von hinten angeschrien. Postschaffner trieben einen Karren mit Paketen gerade auf ihn zu.

„Obacht! Heeren Se denn nich?! Wie laut soll merich denn sachen? — Genn' Se Ihren Goffer nich beiseide duhn . . .?!“

Erschrocken fuhr er herum. Er verstand kaum die Worte, er erriet mehr, was die Leute wollten, und wieder griff er mit beiden Händen um die Handhaben des Koffers und zerrte ihn zur Seite, während die drei Männer den Karren auf seinen niedrigen massiven Rädern weiterstießen.

Aber kaum hatte sich Georg, noch erregt und ganz verwirrt, wieder aufgerichtet, als auch schon wieder neben ihm eine Stimme laut wurde:

„Wech da — wech da — hunger Herrre . . .!“ Und gleich darauf, während Georg noch wiederum an dem Koffer zerrte, ein hastiges Türenschlagen, der Pfiff der Lokomotive, der hallend durch den Raum tönte, und dann ein Knirschen und Hauschen, wie der Zug sich in Bewegung setzte und aus der Halle fuhr — hinaus in die Nacht.

Nun war's mit einem Male beinahe völlig menschenleer auf dem Perron. Und ein paar Lampen draußen erloschen, es

wurde dunkler. Nur der Beamte, der Georg zuletzt zurückgewiesen hatte und dann den Zug entlang noch weiter in die Halle hinausgeschritten war, kam zurück.

Da raffte Georg mit einem verzweifelten Ruck, und dem Weinen nahe vor Enttäuschung, seinen Koffer auf und schleppte ihn nach der Ausgangstür. Aber wie er dort seine Fahrkarte aus der Tasche zog und abgab und dann weiter wollte, da rief ihn knapp vor der Tür mit atemloser Stimme einer an:

„Sie — hunger Herr — sachen Se mal — sind Se vielleicht der Herr Bang? Cha? Nu, das is scheen! Mein Name is' Thienemann — August Thienemann — von A. G. Gutkind — hab ich's toch noch geschafft — nu da gomm' Se nur . . .“

Und hilfreich griff Herr August Thienemann, nachdem er Georgs die Hand gegeben und ihn bewillkommnet hatte, mit in die Griffe des Koffers. Zusammen schleppten sie ihn so hinaus zur Pferdebahn.

Als sie da nebeneinander auf der Plattform standen und Georgs die Hand und doch begierig über das nächtlich stille Bild der Straßen ging, durch die sie fuhren, fing Herr Thienemann noch einmal an, von seinem verspäteten Eintreffen zu sprechen:

„Säh'n Se, Herr Bang — peinald wär' ich ze spät gekomm' — aber nu cha, mit der Pferdebahn hab' ich toch nich fahren möchen — is toch ooch wieder 'n Reikroischen . . .!“

Georg erwiderte nichts. Ihm war kalt, daß er fröstelte trotz der milden Nachtlust, die über allem lag. Und schwer und drückend legte sich ihm der Gedanke aufs Herz, daß sein Einzug in die Stadt, in der sein Leben nun durch Jahre wachsen sollte, nur darum so verzweifelt und so trostlos sich gestaltet hatte, weil Herr Thienemann zehn Pfennig hatte sparen wollen.

Das war die Fremde . . . An der Schwelle zu seinem neuen Dasein berührten Georg ihre Schauer und gruben ihm als ein memento, als ersten Gruß das Wissen ins Herz, daß er nun fern von allen Menschen, die ihm teuer waren, auf fremdem Boden stand, wo auch nicht einer war, mit dem ihn ein Gefühl verbunden hätte.

Neben ihm sprach indessen Herr Thienemann weiter. Er gab sich sichtlich Mühe, die Unterhaltung mit Georg in Fluß zu halten, redete auf ihn ein, fragte und erklärte die im Dunkel versinkenden Bauten, an denen sie vorüberfuhren, und lachte zeitweilig wie über einen gelungenen Scherz.

Georg verstand nicht alles, was sein Begleiter sprach. Der Dialekt, den der sprach, war ihm fremd, und er mochte doch nicht nach dem fragen, was ihm so entging. Er war mit einem Male so müde geworden und hatte nach all' den wechselnden Eindrücken des Tages nur eine Sehnsucht — Ruhe! Ruhe, um still daliegen zu können und die Gedanken weithin fortzuschicken aus all' dem Fremden, das da rings um ihn flutete. — nach Hause, zur Mutter und zur Sephi!

Aber die Stimme des freundlich schwägenden Herrn Thienemann klang immer wieder:

„Nu, sachen Se, Herr Bang — und der Abschied von der Frau Mutter — da hat's wohl Drän'n keleben? Ei cha nadierlich — das läßt sich denken! — is nu 'mal so — die haben immer e bißchen nah am Wasser kepaut, de Frauen — wenn's ooch nich' ferade so tief feht — is' nich' soo?“

Und dabei lachte Herr Thienemann aus dem kleinen zarten Gesicht, kraufte das rötlichbraune Bärtchen, das ihm in zwei runden Puffen zu beiden Seiten des Kinns saß, und blickte Georg aus seinen blanken, braunen Elsternaugen sarkastisch und blinzelnd an.

Endlich friegen sie aus.

„Das's de Waldstraße!“ erklärte er.

Und nun griffen sie wieder beide die Henkel des Koffers und schleppten ihn in die nächste Querstraße nach dem Hause, in dem Herr Thienemann wohnte, und die drei schon dunklen Treppen hinauf.

Oben wurden sie von Frau Thienemann erwartet. Auf der Treppe schon klang ihnen durch die Finsternis deren Stimme entgegen:

„Auchust . . .?“

„Cha?“

„Bist tu's?“

„Cha!“

„Nu . . .? Is' er da?“

„Cha-cha freilich!“

„Nu also!“

Eine Küchenlampe mit rundem Blechschirm wurde im Rahmen der Tür sichtbar, und im Schatten dahinter stand mit behäbigem Lächeln Frau Thienemanns kurze rundliche Gestalt.

Als die beiden mit dem Koffer glücklich oben angelangt waren, musterte sie mit versteckten Seitenblicken den neuen Hausgenossen, während sie sich mit einer leisen Verlegenheit und dem vergeblichen Versuch, möglichst hochdeutsch zu sprechen, zunächst an ihren Mann wendete:

„Aber Auchust — so lang auszepleiben — ! — Ich hab' schon femint, es is' dir e Unglück kschehen — —“ Und zu Georg: „Nu cha — mer lieft doch cheyt immer so viel — nich wahr? — alle Dochenplid kschieht irchendwo e Malheer — te Leite sind äben so unverninst'ch! — —“ Sie faltete die Hände über dem Bäuchlein und räusperte sich diskret und verlegen. Dann setzte sie, unsicher von ihrem Mann zu Georg blickend, wieder zu sprechen an: „Also das ist der Herr Pang? Nu, sei'n Se mer recht herzlich willgomm', Herr Pang — cha — und nu gomm' Se nur — gomm' Se nur — daß 'ch Sie Ihre Schduhwe zeiche — mein Kott — froß is' se cha nu' nich — aber nicht wahr? — wie merch halt hat?! — Is' nich so? — Cha — und wenn' sich vielleicht 'n wenich zerechte machen wollen? — Nu, Auchust, hilf emal — soo — chaa — —“

Behende schritt die rundliche Frau Karola Thienemann den schmalen Gang entlang, an der sauberen Küche vorbei und öffnete eine Tür. Sie trat ein, zündete drinnen eine Kerze an und kam wieder zurück.

„Soo — das' dann Ihre Schduhwe, Herr Pang —“ Erwartungsvoll blickte sie Georg an, der ganz benommen von dem sprudelnden Wortschwall nur nickte und sich ansicherte, mit Hilfe des Herrn Thienemann seinen Koffer in das schmale längliche Kabinett zu schleppen. Und dann sprach sie weiter: „Cha — froß is' cha nich — aber sauber — da gann Sie lee Mensch was jachen! Frisch geschdrichen is ooch — 's werd doch schon sanz trocken sein, Auchust? — Und es Bette is fut — und — nu cha — Schrang is' leener mehr hereingefang'n — nu, da häng' Se Ihre Sachen äben da auf den Niechel — da kann mer noch e frienes Tuch driewer machen — —. Na — cheyt will ich aber sähen — ich hab' noch was ze essen besorcht — cha — also wenn Se dann fert'ch sind — Herr Pang — —“

Sie nickte und schloß die Tür, und Georg war in seiner neuen Stube allein.

Er nahm den Hut, den er auf das Bett gelegt hatte, auf und hing ihn an den „Niechel“ der Frau Thienemann, eine harmonikaartig auseinandergezogene Reihe von Kleiderhaken an der Wand. Dann sah er sich im Raum um. Nein — groß war das Zimmer wirklich nicht: drei Schritte breit und vielleicht sieben lang — viel mehr maß die ganze Herrlichkeit sicher nicht. An der Wand, knapp an das Fenster der unteren Schmalseite gerückt, stand ein Stehpult. An dieses reichte sich das Bett, ein Stuhl, der Waschtisch, auf dem die Kerze brannte. Das alles füllte den Raum bis zur Tür gerade aus. Dem Waschtisch gegenüber hing der „Niechel“ an der himmelblau gestrichenen Wand — so, das war alles. Ein Schrank wäre wahrhaftig nicht unterzubringen gewesen.

Ein drückend schweres Gefühl lastete auf Georg, und mit einem Seufzer öffnete er den Koffer und begann sein obenauf liegendes Waschzeug herauszuholen. Seine Gedanken waren müde — nicht einmal schmerzlich. Nur, daß alles hier so anders war als zu Hause, das mußte er immer wieder denken. Und wie ein undurchdringlicher Nebel, vorstellungslos, erschien ihm die Zukunft, die vor ihm lag — er konnte nicht daran glauben, daß all das Neue, was ihn jetzt umgab, ihm eines Tages näherstehen, ein Stück der fernern Heimat sollte erzeugen können.

Er wusch sich. Als er gerade fertig war, klopfte es an die Tür. „Herr Pang — —?“

Georg öffnete — Herr Thienemann im bequemen Schlafrock stand vor ihm und blickte ihn mit den vergnügten dunklen Augen an.

„Nu — fert'ch?“

„Ja.“

„Dann gomm' Se nur, daß uns die Bemm' nich galt werd'n!“ Er lachte über sein Scherzwort, das Georg nicht verstand, und schritt voraus in das schief gegenüber gelegene Wohnzimmer, in dem Frau Thienemann mit über dem Bäuchlein gefalteten Händen und behaglichem Lächeln schon vor dem gedeckten Tisch wartete. Es war ein freundlicher Raum, dem die gestreiften weißen Vorhänge vor den Fenstern und die vielen gestickten Decken und Decken auf allen Möbelstücken ein wenig den Ton pedantischer Nettigkeit gaben.

Frau Thienemann sprach ein Willkommen zur ersten Mahlzeit und ließ sich dann auf das braune Kipssofa nieder. „Und nu lang'n Se zu, Herr Pang — hoffentlich werd Sie 's ooch fut munden — —“

Als Georg auf seinem Sessel gegenüber noch zögerte, legte sie ihm selbst zwei von den mit dünnen Butterstücken belegten Butterbroten auf den Teller und häufte ihm eine Portion von dem „Häringsalad“ daneben, der in einer runden, waschbekenartigen Schüssel angerichtet war.

Herr Thienemann, der schon neben seiner Frau Platz genommen hatte, sah nun fragend auf diese und erhob sich wieder. „Garolachen, aber e Flaschche Bier sollten mer trinken!“

Und, da sie während nicht, verschwand er in der Küche und brachte Gläser und Flaschen herein.

Er schenkte ein und hob sein Glas. „Nu — bröstchen, Herr Pang! Auf eene gute Zugunst . . .“

Frau Thienemann und Georg stiegen an.

Georg wollte kaum ein Schluck durch die Kehle. Wie seltsam das alles war. Nun klangen hier die Gläser, und gestern hatten sie in Wien geklungen. Wie hinter einem Schleier stand das Bild vor ihm: die Mutter mit dem tapferen Lächeln über dem versteckten Schmerz, Sephi und Herr Schneeberger. Das liebe alte Zimmer, die Lampe und die punschgefüllten Gläser mit ihrem heißen Leuchten — — Gestern erst? Wie wenn es lang', viel länger zurückläge, war es ihm nun in seiner von den tausend Eindrücken des Tages erschöpften Phantasie.

Langsam kam das Gespräch in Gang. Georgs neue Wirte fragten und er antwortete. Von der Reise mußte er erzählen und von dem Abschied zu Hause und von dem Eindruck, den er auf der Fahrt vom Bahnhof hierher von der Stadt gewonnen hätte. Dann sprachen auch die beiden. Frau Thienemann erzählte, daß sie den schönen aus Eisenblech geschnittenen und so natürlich bemalten Pudeln, der als Ständer für die Kohlenzange vor dem Ofen saß, zum letzten Weihnachten von ihrem Manne bekommen hätte, und daß sie ihm dafür ein „Giffen“ gestickt hätte „mit ‚Nur ein Viertelstündchen‘, aber 's is' nadierlich nich so zum D'rausschlafen, dafür wär 's doch ze schade, 's liecht driewen in der ‚Kuden Schduhwe.‘“

Und das gab Anlaß, Georg einen Blick in diese „Gute Stube“ zu gestatten, in der unter Glas und Rahmen der Brautkranz der Frau Karola Thienemann prangte, und in der sich auch ein Bücherschrank mit vielen schön gebundenen Werken befand. Von dem übrigen Mobiliar war nicht viel

zu sehen, denn das war durchweg unter weißen Überzügen und Schuhhüllen verdeckt.

Auch Herr Thienemann ward berecht, wenn seine Frau ihm eine Pause ließ zum Sprechen. Er sagte Georg, daß er selbst einmal Lehrling bei Herrn Gutfind gewesen sei — das wäre freilich schon zwanzig Jahre her — daß Herr Gutfind ihm aufgetragen hätte, den jungen Bang in dem Geschäft selbst anzuweisen, und daß die Arbeit schon morgen losgehen sollte.

Als man sich nach dem Essen trennte, war es nahe an Mitternacht, und Georg war so müde, daß er die Augen nur mit Mühe offen hielt. Schon während dieser Mahlzeit mit all den Reden und Fragen hatte ihn eine heiße Sehnsucht nach Ruhe und Alleinssein ergriffen. Als er nun bei dem Schein der Kerze in dem kleinen schmalen Zimmerchen stand und die Tür hinter sich geschlossen hatte, ergriff es ihn wie Dankbarkeit gegen die engen himmelblauen Wände hier; er fühlte, daß, was auch im Leben draußen kommen mochte, er hier doch eine kleine Stätte hatte, wo er mit sich und den lieben Bildern seiner Erinnerung allein sein konnte, wo er sein Herz ganz aufstun durfte, ohne daß ihm ein Fremder in sein geheimes Träumen blickte. Er trat an das Fenster und sah hinaus. Da lag vor ihm im Dunkel ein Garten hingebreitet — Bäume und Sträucher, dazwischen Wege und Lauben. Die hellen Mauern eines kleinen villenartigen Hauses stiegen da drüben auf. Das war schön . . .

Langsam kleidete er sich aus und ging zu Bett. Dann lag er still noch eine Weile im Dunkel.

Was die zu Hause jetzt wohl tun mochten — die Mutter und Sephi. Ob sie schliefen? Oder ob sie auch an ihn dachten, wie er an sie?

Der Gedanke tat ihm wohl, und der blieb bei ihm, bis ihm die müden Lider zufielen zum ersten Schlaf in der Fremde. . . .

Am Tage darauf aber begann die Arbeit.

Früh morgens schon klopfte es draußen an Georgs Tür. „Herr Bang!“

Aber so früh auch die Stunde war, Georg war schon auf. Er war völlig angekleidet, stand an dem Stehpult neben dem Fenster und schrieb mit Bleistift auf ein Blatt Papier an seine Mutter. Der Brief sollte gleich bei dem ersten Ausgang in den Kasten, damit sie sich nicht sorgte, damit sie wußte, was er bisher erlebt hatte, und wie ihm all' das Neue erschien. Georg schrieb diese Zeilen voll Zuversicht, er wußte, daß er der Mutter das Herz nicht schwer machen durfte, und sah auch wirklich bei aller Sehnsucht nach den Seinen dem Kommenden mit Hoffnung und allem guten Willen, sein Bestes einzusetzen, entgegen.

Im Wohnzimmer traf er seine Wirtsleute, und da wurde auch gemeinsam das Frühstück genommen, Brötchen und ein selbstsam dünner Kaffee, von dem Herr August Thienemann behauptete: „Aber Garolachen, heite has'd'n awer schdarg kemacht — das's cha der reene Mokka!“

Worauf Frau Karola die Augen niederschlug und den Kopf in die Schultern zog, daß ihr Doppellinn sich breit in weicher Rundung faltete. Und behaglich lächelnd, langsam, als überlegte sie jedes Wort mit Bedacht, meinte sie dann: „Tcha Auchust — wenn mer e' chung'n Wiener ze Tische hat — de Herrn sind oft eichen — da muß mer toch zeichen, was mer gann — is' nich so? — Nu also . . .“

Sie nahm einen kleinen Schluck und setzte die Tasse wieder ab. „Kefund gann's freilich nich' sein — kib' nur acht, Auchust un' drink nich so viel, daß de dich nich aufrecht — awer weil's toch 's erstemal ist — cha . . .“

Zusammen schritten dann Herr Thienemann und Georg nach dem Geschäft. Es war wohl eine halbe Stunde Wegs, die sie da bis zur Poststraße zurückzulegen hatten, in der die Kommissions- und Verlagsbuchhandlung von A. G. Gutfind lag. Sie füllte das Parterre eines alten, grauen Hauses, und schon von der Straße aus zeigte Herr Thienemann Georg die lange Fensterreihe des Kontors. Die beiden letzten dieser Fenster waren mit wohlgepflegten Blumen besetzt.

„Das's das Privatgondoor!“ erklärte Herr Thienemann mit Wichtigkeit. „Und Herr Kutgind is' doch schon da — da genn' Se sein' Gopp sah'n . . .“

In der Tat sah Georg, der erwartungsvoll nach dem gewiesenen Fenster blickte, das Profil eines ältlichen, auffallend häßlichen Männerkopfes, der eine Stummelpfeife im Mundwinkel hängen hatte und mit niederschauenden Augen über Skripturen gebeugt war.

Zwischen Stapeln von Kisten und Körben, Bücherballen, Handfarren und Rollen von Packleinwand schritt Georg neben Herrn Thienemann durch die Einfahrt des Hauses, den Hof und die Packräume. Überall war schon reges Treiben, obwohl es noch nicht acht Uhr morgens war. Markthelfer in Hemdärmeln und mit hohen seidenen Ballonmützen, wie Georg sie niemals vorher gesehen hatte, Kollknechte und Burschen hantierten lärmend da herum, grüßten und sahen Herrn Thienemann und ihm ein paar Augenblicke neugierig nach, ehe sie wieder an die Arbeit gingen. Auch ein paar Gehilfen und junge Leute, nur wenig älter als er selbst war, sah Georg. Und hinter sich hörte er einmal eine Stimme:

„Du, Adolf — das's der Reije!“

Eine herbe Befangenheit ergriff Georg inmitten all' dieses Treibens, das ihm so fremd war und das ihn doch nun aufnehmen sollte. Ganz, ganz anders hatte er sich das alles gedacht — viel stiller, ruhiger — so etwa, wie es in der Buchhandlung des Herrn Schneberger war . . .

Durch eine breite Schiebetür kamen sie in das Kontor, in dem an lang hingereichten Stehpulten eine Anzahl von Herren arbeitete. Wieder das kurze Grüßen und dann Stille, durch die nur das Rascheln der Papiere drang und hier und da das Scharren von Füßen.

Immer enger legte sich Georg das Bangen um die Kehle.

„So, nu' woll'n mer fleich zu Herrn Kutgind gehen.“ meinte Herr Thienemann, als sie die Hütte abgelegt hatten. Und da war er mit einem Schlage wie umgewandelt.

Er zupfte nervös an seinem Bärtchen, rückte sich die Krawatte zurecht und schien vor Respekt und Dienstfertigkeit förmlich ein anderes Gesicht zu bekommen. Dann schritt er voran zu einer Seitentür, klopfte und trat mit mehreren eiligen Berbeugungen, gefolgt von Georg, dem das Herz heftig schlug, in Herrn Gutfinds Privatkontor.

Das wütende Gebell eines Hundes, das dann in ein athmatisches Husten des Tieres überging, empfing die beiden.

Herr Gutfind sah, ohne den Kopf zu heben, mit hochgezogenen Brauen unter der Brille hervor von seiner Arbeit auf, nahm langsam die Stummelpfeife aus dem Mund und nickte den Eintretenden zu. Dann sprach er zu dem alten fetten Dachshund, der auf einem verschossenen grünen Fauteuil neben seinem stehenden Herrn hockend, das athmatische Geflässe von sich gab:

„Awer Männe — na, nu-nu! Was wär' denn das, Männe? Nur scheen ruhich, mei' Hundche' — scheen ruhich — cha. — So is' brav — das is' e' braves Hundche' . . .“

Und wie der Hund nun mit dem Schweife wedelnd gegen den schmutzigen Polsterstuhl klopfte, lächelte Herr Gutfind dem Tier freundlich zu und fuhr ihm mit der Linken ein paar mal zärtlich streichelnd über den Kopf. Und dabei kam es Georg, der erwartend auf seinen neuen Chef blickte, vor, als wäre dessen Gesicht gar nicht so furchtbar häßlich, wie es ihm anfangs erschienen hatte, als läge unter all' dieser zerknitterten Seltsamkeit der Züge noch ein zweites, ganz anderes Gesicht.

Erst als das Tier sich völlig wieder beruhigt und erholt hatte, hob sich der Blick des Herrn Gutfind wieder zu Herrn Thienemann und Georg.

Herr Thienemann wollte sprechen, aber sein Chef machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Rechten, die noch immer die braune kurze Pfeife hielt — und er schwieg und pendelte nur zweimal hastig und devot mit dem Oberkörper vor und zurück.

„Also das ist der chunge Bang?“



Träumerei.

Gemälde von B. Corcos.

Georg nickte. „Ja . . .“
 „Gomm 'mal her — laß dich ansehen.“
 Georg trat näher.

Eine ganze Weile sah Herr Gutkind mit vorgelegtem Kopf, die Stirn in krause Quersalten gelegt, unter der Brille hervor seinem neuen Lehrling in die Augen. Georg wurde rot dabei, und wiederum war ihm bekommen zumute. Er fühlte, wie der Hund auf seinem Hauteuil ihn unterdessen beschnupperte, wie die kleine kalte Nase des Tieres an seine niederhängende Hand streifte.

Dann nickte Herr Gutkind. „'is lut — wie heißt de doch mit 'm Rufnamen?“

„Georg . . .“
 „Cheorch?“
 „Ja.“

„Also Cheorch, du bist von heute ab Lehrling bei mir. Mein Gommittend, Herr Schneeberger, hat dich warm empfohlen — mach seiner Empfehlung Ehre — verstanden?“

Georg sah während dieser Worte unverwandt auf Herrn Gutkinds Augen, die, wie der so heraufsch, halb verdeckt waren von den oberen Augenlidern. Er nickte, ohne den Blick abzuwenden. „Ja, Herr Gutkind.“

Und der fuhr fort: „Du wirst hier auch nebenbei die Handelsschule am Geoniksblaz besuchen — ich hab das alles mit Herrn Thienemann schon besprochen . . .“ Sein Auge ging wie nach Bestätigung suchend zu dem Gehilfen hinüber, und der pendelte wiederum hastig und devot zwei-, dreimal mit dem Oberkörper vor und zurück.

„Cha — der gann dir also alles Net'che sachen. Und überhaupt, halt dich nur an Herrn Thienemann, der ist auch amal Lehrling bei mir kewäsen — Auchust, wie lange bist de cheyt bei mir?“

Georg warf einen raschen Blick auf Herrn Thienemann. Ganz rot übergossen stand der da.

„Zwanzich Chare — Herr Kutgind — cha —“

Herr Gutkind steckte die Pfeife wieder in den Mund. Er zog — sie war ausgegangen. Da rieb er ein Streichholz an und setzte sie wieder in Brand.

„Soo — pph — pph —, soo — pph — pph — zwanzich Chare — hm — hm . . .“ Und dann ließ er den Kopf wieder vorsinken über die Kontoblätter, die auf seinem Stehpult lagen, griff nach der Feder und tauchte sie ein. Die Züge des Gesichtes kniffen sich wiederum enger zusammen. Er schien schon wieder völlig bei seiner Arbeit zu sein; die beiden, die da vor ihm standen, waren ihm darüber wohl ganz aus dem Sinn gekommen.

Sekunden vergingen.

Dann plötzlich sah er, ohne den Kopf zu rühren, unter der Brille vor, noch einmal auf.

„Cha . . .?! Is noch was . . .?“

Herr Thienemann blickte fragend auf Georg und dann auf seinen Chef. „Nee, Herr Kutgind — ich wist' nich. . .“

„Nu also!“ Herrn Gutkinds Blick senkte sich wieder auf die Kontoblätter nieder.

Herr Thienemann aber retririerte, unter zahlreichen raschen Verbeugungen gegen den wieder emsig in seine Arbeit Versenkten, zur Tür und schob Georg vor sich aus dem Zimmer.

Als sie draußen waren, kam es Georg erst zum Bewußtsein: nicht einmal die Empfehlungen des Herrn Schneeberger hatte er seinem neuen Chef ausrichten können.

Herr Thienemann war etwas verlegen — aber er sagte nichts dergleichen. Er führte Georg zunächst von Pult zu Pult und stellte ihn den Herren als neuen Lehrling vor. Ein kurzes Zunicken hier — ein paar Fragen nach Herkunft und Reise dort — einer reichte ihm die Hand, das war noch das Schönste. Georg war der Kopf schon wirt von all den Namen, die er bei diesem Gang durch das Kontor und dann weiter draußen durch die Pack- und Expeditionsräume hörte. Auch seine „engeren Kollegen“, die beiden anderen Lehrlinge, wurden ihm gezeigt.

„Das hier, das 's unser Altester“, der Adolf Winkler — der lernt je Ostern aus, und das „der Zweite“, der Sucho Peeter — der Sohn von unserm Obermarkthelfer . . .“

Mit einem Gefühl, das sich aus Respekt und Zagen mengte, sah Georg auf die beiden, die doch nur wenig älter waren als er selbst. „Der Alteste“, ein blonder, stämmiger aber kleiner Bursche mit einem ein wenig groß geratenen Gesicht, blickte ihn freundlich an. Wir werden uns schon gut vertragen, stand in dem Blick zu lesen. „Der Zweite“ aber, ein dicker rotbackiger Bengel, der förmlich eingezwängt war in ein viel zu enges, verwachsenes Arbeitsjäckchen, sah aus den kleinen dunklen Augen mißtrauisch auf den „Neisen“, der da nun künftig als „Jüngster“ lernen sollte.

Auch durch die Räume alle führte Herr Thienemann seinen Schutzbefohlenen. Auf dem „Pacher“ drüben, in einem breiten saalartigen Raum, der ganz vollgestellt war mit Bücherstapeln, Ballen und zwischen Bretter verpackten rohen Bogen, sah er sich einmal vorsichtig nach allen Seiten um. Und als er sich überzeugt hatte, daß er mit Georg allein war, zwischen diesen Wällen und Schanzen aus Papier, zapfte er wiederum an seinem Bärchen, das zu beiden Seiten des Kimms in zwei krausen rötlich-braunen Püßchen stand, und lächelte halb verlegen, halb überlegen.

„Sachen Se mal, Herr Bang — das 's Jhn'n wohl auffefallen, daß der Herr Kudgind ‚du‘ auf mich keschacht hat?“

Und da Georg schwieg und nur fragend Herrn Thienemann ansah, fuhr der eilig und mit vertraulicher Eindringlichkeit fort: „Cha — wissen Se, das 's äben ooch so 'ne Eichenart von ihm — ei cha — eichenart'ch ist er schon . . . aber nich wahr, wem man doch zwanzich Chare in so 'nem Hause ist —. Damals bin ich doch ooch als Lehrling einketreten, da hat er ‚du‘ auf mich keschacht. Nu und später, wie ich hab' nachher ausgelernt keshabt, da bin ich äben im Hause keshlieben als Gehilfe — ich hab damals ooch kemeint, ich bring's noch weiter. Cha nu — wie er mich so immer um sich keshahn hat — wie 's nu einmal ist — da hat er echal weiter ‚du‘ auf mich keschacht . . .“

Ganz rot war Herr Thienemann geworden. Nur zertten, während er weiter sprach, seine Finger an dem Ende eines Strides, das von der Verschnürung eines Ballens niederhing.

„. . . nu — ich gann's ihm doch nicht sachen. . . Schließlich nahn' er's am Ende gar ibel — eichen is er äben. Und wissen Se, Herr Bang, ich bin der enz'che nich, dem 's so kegang'n is im Hause . . .“

Georg nickte nur. Wie anders hatte er sich alles das gedacht in seinen Träumen.

Da war ein Mann, der seit jetzt zwanzig Jahren Herrn Gutkind ein getreuer Helfer war. Und allen Dank dafür trug er am letzten jeden Monats in seinem wenig schweren Portemonnaie nach Hause.

Ein herzliches Verstehen mit dem Mann, dem er so lange Jahre diente? Ein engeres Zusammengehören? Nichts war davor vorhanden. Herr Gutkind war der Chef, Herr Thienemann war die bezahlte Kraft, und näher waren sie sich in den zwei Jahrzehnten nicht gekommen. Die Tür, die in das Privatkontor Herrn Felix Gutkinds führte, schied beide Leute, den alten Junggesellen, der es nicht bemerkte, daß er den reifen Mann da draußen duzte, und den Herrn August Thienemann, der sich so ängstlich um den Platz an seinem Arbeitspult sorgte, daß er nicht wagte, von jenem die Anrede zu fordern, die ihm ganz selbstverständlich gebührte.

Herr Thienemann hatte Georg die erste Arbeit zugeteilt: er sollte die von der Buchhändlerbestellanstalt eingelaufenen Skripturen, Prospekte und Anzeigen aller Art an die einzelnen Kommittenden der Kommissionsbuchhandlung A. G. Gutkind verteilen.

Nun stand Georg schon seit zwei Stunden in dem Expeditionsraum vor dem riesigen Schrank, der hundertundfünfzig Laden und ebensoviel Firmennamen wies, hielt einen Pack von Zetteln in Händen, las jedes Zettels Aufschrift und schob ihn

dann ins Fach des Adressaten. Und kaum eine Handvoll von den dünnen Blättern hatte er in den zwei Stunden glücklich verteilt. Vor ihm aber türmte sich am Fuß des Schrankes noch ein ganzer Berg solcher Skripturen, die alle der Verteilung harren.

Und während er so stand und all die Drucksachen und Notizzettel, die Bestellbriefe, Abschlußformulare und Reklamen verteilte, die aus allen Städten des Reiches und von noch weiter her nach Leipzig als dem Herz des Buchhandels der deutschsprachlichen Länder flattern, von da aus wieder in alle Welt zerstreut, da fühlte er, wie ihm die Blätter durch die Finger glitten, daß er nun selbst ein Mädchen war in diesem weiten Treiben. Um ihn hallte der Lärm der Arbeit. Dort an den großen Tischen, in denen die Büchereinkäufe für die einzelnen Firmen angesammelt wurden, hockten Gehilfen und riefen mit lauten Stimmen die Namen der Verleger, von denen Sendungen gekommen waren. An den schmalen Stehpulten vor den Fenstern standen Adolf Winkler, „der Alteste“, mit der kurzen, stämmigen Gestalt, dem großen Kopf und den ein wenig krumm geratenen Hosen, und Hugo Becker, der dicke „Zweite“, der schier aus dem zu engen Tüchchen platzte, strichen die Verlegernamen auf großen blauen Auisen an und wiederholten taktmäßig, was ihnen zugerufen wurde. Dazwischen hasteten die Markthelfer und die Burschen eilig ab und zu. Sie schnürten die Stöße von Paketen in Ballen und rollten Packleinwand auf und nähten diese Ballen ein. Sie malten mit schwarzer Farbe Signaturen auf die Sendungen, nagelten Klippen zu und schluchten dazwischen, wenn im Hof die schweren Schritte der Frachtfuhrleute schallten und die niederen eisernen Räder der Stechkarren über die Schwelle herein in den Expeditionsraum ratterten und noch nicht alles fertig war. Ein helles, halb gutmütiges Schreien, halb bösesartiges Schimpfen schwirrte da immer wieder durch die Luft: „Obacht!“ — „Beene weh!“ — „Himmel! Herrgott! Gottverdammich!“ — „Was wollt'r? De Frachtbriefe?“ — „Chohann! Na werd's!“ — „Echal de gleiche Schweinezucht!“

Ganz schwindlig ward es Georg in diesem Treiben. Er legte Zettel um Zettel in die dafür bestimmten Fächer und fühlte, wie's mit jedem Blättchen, das er versorgte, ihm schwerer wurde in der Brust und ums Herz. War's hier nicht so wie gestern abend auf dem Bahnhof?

Die Einsamkeit griff hart und mitleidlos nach ihm. Mutter! dachte er, Mutter! — aber da ertappte er sich, wie er eben eins von den Zettelchen in ein falsches Fach legen wollte, und schreckte auf und würgte das Weh hinter und wollte nur an seine Arbeit denken.

Gegen Mittag brachte der Briefträger einen Brief für Georg. Mit zitternden Fingern nahm er das Schreiben der Mutter und schob es hastig in die Tasche. Dann wendete er sich seiner Arbeit wieder zu. Um alles nicht hätte er den Brief in dem Trubel lesen können. Aber er brannte ihn in der Tasche; er ließ ihm die Zeit lang werden, bis es endlich zwölf Uhr schlug.

Pünktlich auf den Glockenschlag kam Herr Thienemann aus dem Kontor. „Nu woll'n mer sehen, Bang, damit uns das Essen ze Hause nich galt werd.“

Und Georg legte mit einem Aufatmen die Zettel beiseite, wusch sich und trat zusammen mit Herrn Thienemann den Heimweg an. Aber während dieser zu Georg sprach, dann etwas fragte und dann wiederum sprach, hörte Georg nur zerstreut auf alle diese Worte. Seine Gedanken waren bei dem Brief der Mutter, den er noch uneröffnet in der Tasche trug, und all' sein Sehnen ging nach einer kurzen Einsamkeit, daß er das Schreiben, ganz bei ihr in seinem Fühlen, lesen konnte!

„Leibz'cher Allerlei“ hatte Frau Karola Thienemann mit Nachdruck gesagt, als sie die große waschbeckenartige Schüssel — dieselbe, die Tags vorher den „Härinksalat“ beherbergt hatte — mit dieser in allen Farben schillernden Gemüsebrühe hereingetragen hatte, und in ihren freundlichen Augen, auf den

dicke rosigen Wangen und um das breite, bei jedem Schritt leise erzitternde Doppellinn war dabei förmlich ein Leuchten gewesen von freudigem Stolz. „Nu cha, Auckust, mer muß dem Herrn Bang doch unsere Leibz'cher Nasch'onallerleichte zeichen, 's ist doch wahr — nicht?“ Und zu Georg: „Cha, Herr Bang, und da gem' Se iberall frachen, soo wie bei Thienemann's werd'n Se das Leibz'cher Allerlei nicht oft kriechen. Lauder kanz chunges Remiese — un' sauber un' fein ordentlich kepuzt, nich' mir, wie merch sonst vielleicht manchmal siecht bei die Leite . . . cha . . .“

Und Herr August Thienemann nickte zu den Worten seiner Frau mit ernstem Gesicht, während er die Serviette entfaltete und sich Gabel und Löffel zurechtlegte.

„Cha, Garolachen, cha, das's lewiz wahr . . .“

Mit Mühe würgte Georg das Essen hinunter. Ihm war die ganze Art Zubereitung so ungewohnt . . .

Und dann, während Herr Thienemann die Zeitung vornahm und das Tageblatt, zu dessen Lektüre er des Morgens meist nicht kam, bei einer Zigarre, behaglich in die eine Ecke des braunen Nipssofas gedrückt, durchstudierte, ging Georg hinüber in seine kleine Stube.

Wie eine Befreiung erfüllte es ihn, als er die Tür hinter sich schloß und nun allein in diesem schmalen himmelblauen Raum stand. Das Fenster war weit offen, und aus dem herblich dunkelen Grün der Bäume und der Hecken, die sich da drüben in dem Garten breiteten, klang leise der Nachhall sprechender Stimmen herauf. Schmale weiße Fußwege führten zwischen den grünen Flächen hin, und die hellen Mauern des kleinen villenartigen Hauses lagen in warmer Sonne.

Georg trat zu dem braunen Stehpult am Fenster und sah still hinaus. Seine Hand hielt in der Tasche den Brief der Mutter umgriffen. Und er dachte an sie, die nun vielleicht von ihrem hohen Fensteritz aus den Blick hinunterwandte auf die beiden alten mächtigen Kastanienbäume und dabei an ihn denken mochte — wie er an sie. Aber dann sah er neben ihr Sephis zarte Gestalt . . . das feine Köpfchen mit dem spröden Blondhaar, das Trauerleidchen . . .

So sehr erfüllt war er von ihrem Bilde, daß er rot übergoßen und wie beschämt einen Schritt von dem Fenster zurücktrat, als unten, zwischen dem Grün des Gartens da drüben, ein paar Gestalten sichtbar wurden.

Dann las er den Brief der Mutter — einmal und wieder. Er fühlte, wie es ihm die Kehle zusammenschnürte und wie die Augen ihm feucht wurden.

„Mutter — Mutter!“ sagte er vor sich hin.

Jedes Wort des Briefes prägte sich ihm ein. Wie gut sie war. Wie sie für ihn sorgte und an ihn dachte — auch jetzt, da er ihr fern war! Und alle diese lieben Fragen, die neben all' den anderen standen — neben den Ermahnungen, daß er sich nicht erkälte und daß er gehörig esse, neben der Sorge, ob das Bett auch gut sei, und neben der leisen Angst, ob er sie nicht doch vergessen werde unter all' dem Neuen, das ihn jetzt umgab und auf ihn eindrang . . . Auch Sephi hatte dem Brief der Mutter etwas hinzugefügt. Wenige Zeilen nur, Grüße, und daß sie viel an ihn dachte, und daß es so schön gewesen wäre, als auch er noch zu Hause war.

Als ein Stück der geliebten fernem Heimat stieg es in ihm aus den beiden Blättern des Briefes auf und füllte ihm die Einsamkeit der himmelblauen Stube. Veinahe zärtlich sah er dann über den schmalen Raum — gewiß, hier war ein stiller Winkel, den er mit seiner Welt beleben konnte, hier ließ es sich träumen.

Sein Blick fiel auf den braunen Koffer des Herrn Schneeberger. Der stand noch immer halbgefüllt unter dem „Nischel“ an der Tür. Da schritt Georg hin und begann seine Habe auszupacken. Langsam holte er Stück um Stück aus der Tiefe des Koffers. Wie wenn all' die Liebe, die Frau Marie Bangs mütterliche Hände mit diesen schlichten Dingen hier niedergelegt und ihrem Buben mit auf den Weg ins

Leben gegeben hatte, nun auferstünde und ihn umfinge, so griffen ihm dabei die Sehnsucht und eine heiße, hingebende Dankbarkeit ans Herz. Mit streichelnden Händen ordnete er die Wäsche in den Schubladen des Waschtisches, und liebevoll stellte er die Bücher auf den kleinen Aufsatz des Stehpultes am Fenster. Wie die Mutter an alles gedacht hatte, was er liebte — so gut . . . Da war auch Herrn Heinrich Gerolds Bild in dem schmalen Holzrähmchen. In der Wand stak über dem Pult ein kleiner Nagel — da sollte es hängen. Es sollte

ihn ansehen, wenn er hier an die Mutter oder an Sephi schrieb, es sollte auf ihn blicken, was immer er tat . . .

Und dann scholl wieder das Klopfen an der Tür, und die Stimme des Herrn Dienemann erklang:

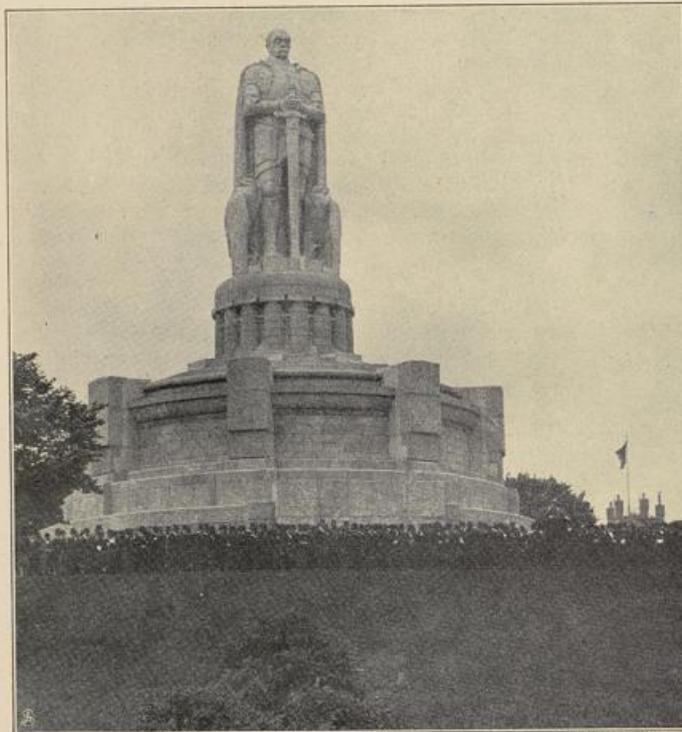
„Bang — 's ist Zeit — halb Zwei — wir wollen fehen!“

Da ging Georg; das Tagewerk der Arbeit lief weiter, und das schmale himmelblaue Zimmer, dessen Fenster hinaus auf den stillen Garten ging, stand leer bis zum Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Das Hamburger Bismarck-Denkmal. (Mit der untenstehenden Abbildung und den beiden Bildnissen.) Der große Einiger des Deutschen Reiches stand bekanntlich zu der schönen Hansestadt Hamburg



D. Reich, Hamburg, phot.

Von der Enthüllung des Bismarck-Denkmals in Hamburg.

in ganz besonders innigen Beziehungen. Im nahen Sachsenwald hauste der alte Hede, für seine offiziellen Auslassungen bediente er sich gern eines Hamburger Blattes, und er, der „Ehrenbürger des Deutschen Reiches“, er war auch Hamburgs größter Ehrenbürger. So haben ihm denn die getreuen Nachbarn am Elbestrand ein Denkmal errichtet, das schon durch seine außergewöhnlichen Dimensionen die Bedeutung des außergewöhnlichen Mannes symbolisiert. Das Werk des Bildhauers Hugo Lederer wurde nun am Nachmittag des zweiten Juni feierlich enthüllt: die großen Erwartungen, die man an das eigenartige Modell seinerzeit geknüpft, haben sich glänzend erfüllt. In seiner Festrede jagte der Bürgermeister Moendeberg, daß dieses neu enthüllte Denkmal Bismarck nicht so darstelle, wie man ihn sich sonst denke. Und in der Tat, weder Schlapphut noch Kürassierhelm bedeckten das mächtige Haupt; die starre Brust ist in Erz gepanzert, und die Hände umschlingen den Knäuel eines hohen Ritterschwertes. Lederer hat hier wie Tonnillon bei seinem Bremer Kaiser Friedrich-Denkmal die moderne Gewandung verstanden, die sich nur schlecht für monumentale Aufgaben eignet. Denn die Statue mißt nicht weniger als 13 1/2 Meter, und diese Größe verlangt geradezu ein stilisiertes Gewand. Besonders glücklich waren die Hamburger in der Wahl des Ortes, auf dem das Denkmal zur Aufstellung gelangte. Nicht inmitten der steinern Häusermassen ist ihm ein enges Plätzchen gegeben. Frei und groß erhebt es sich auf der Elbhöhe, und prachtvolle Parkanlagen umgeben es. Ganz besonderes Verdienst um die Wirkung des Denkmals erwarb sich der Architekt Emil Schaubt, der den Sockel geschaffen hat. Beide Künstler sind noch verhältnismäßig

jung, sie haben das 35. Lebensjahr noch nicht vollendet. Lederer ist in Znaim geboren, wo er in einer Fachschule für Keramik den ersten Grund für sein Können legte; dann kam er über Dresden und Breslau nach Berlin; hier beendete er seine Studien unter Toboerent. Ein besonders glückliches Schicksal hat dem Künstler im Jahr 1901 einen seltenen Freudentag geschenkt. Am selben Tage, da sein Entwurf für das Hamburger Bismarck-Denkmal mit dem ersten Preis gekrönt wurde, erhielt er aus Breslau die Nachricht, daß sein mit dem zweiten Preis ausgezeichnetes Entwurf für einen Universitätsbrunnen zur Ausführung bestimmt sei. Dieser Brunnen ist bereits seit einiger Zeit fertiggestellt. — Emil Schaubt ist in Stuttgart geboren. In Dresden arbeitete er im Atelier des Reichstagsbaumeisters Wallot. Jetzt lebt er ebenfalls in Berlin.

Die Eröffnung des Teltowkanals fand am 2. Juni in Gegenwart des Kaiserpaars statt. Am 22. Dezember 1900 hatte der Kronprinz an der Glienicker Bucht den ersten Spatenstich zu dem in vieler Hinsicht bedeutenden Werk getan. An dieser Stelle nun ging die Eröffnung vor sich. Alles wehte von Wimpeln und Fahnen, und wenn auch das Wetter im Anfang recht unfreundlich war, so hatte es doch schließlich im entscheidenden Augenblick ein Einsehen. Denn nun kam die blühend weiße Yacht „Alexandra“ mit dem Kaiserpaar und den anderen Festteilnehmern an Bord daher. Über die Mündung des Kanals war ein Band gezogen. Dies zerschitt der Bug der „Alexandra“, und der Kanal war eröffnet. Hieraus begann die Durchfahrt durch die Schleusenanlagen, während der sich der Kaiser lebhaft mit dem Erbauer des Kanals, Veprat Havestadt und dem Landrat von Stubenrauch unterhielt. Der neue Kanal hat seine Bedeutung zunächst darin, daß er nicht vom Staat, sondern vom Kreise Teltow selbst aus eigenen Mitteln hergestellt wurde. 22 Millionen Mark waren veranschlagt, mehr als 40 Millionen hat er gekostet. In erster Linie dient er der Entwässerung, er wird aber auch als Wasserstraße von großem Nutzen sein, da er den Wasserweg von Potsdam nach Grünau um etwa 20 Kilometer verkürzt. Außerdem sind die Berliner Wasserwege überfüllt, und da der Weg durch den Kanal für den Durchgangsverkehr eine Ersparnis von ein bis zwei Tagen be-

deutet, so wird er wohl häufig

benutzt werden. An eine Rentierung des verwendeten Kapitals ist freilich vorläufig nicht zu denken; aber er ist ja in der Hauptsache der Entwässerung gewidmet und kommt den Bewohnern des Kreises Teltow zugute, die freilich auch jährlich etwa 2 Millionen für die Verzinsung aufbringen müssen.

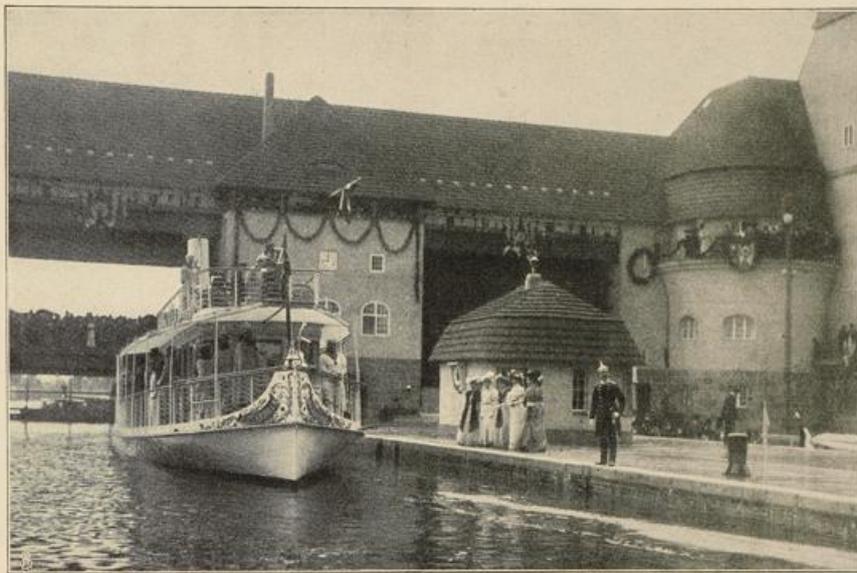
Henrich Iffens Begräbnis. (Zu der unteren Abbildung auf nebenstehender Seite.) Es war ein langhames Sterben. Beizeiten hatte der größte dramatische Dichter der



Bildbauer Hugo Lederer und Architekt Emil Schaubt, die Schöpfer des Hamburger Bismarck-Denkmals.

Gegenwart sein literarisches Testament gemacht. Sein letztes Werk „Wenn wir Toten erwachen“ war verklungen — der Dichter rührte die Feder nicht mehr an. Und langsam zerfielen Geist und Körper. Unsterblich aber bleibt das, was er geschaffen, und so hat man die irdische Hülle mit königlichen Ehren zu Grabe getragen. In der Trinitatis-Kathedrale zu Christiania war der Sarg aufgebahrt. Blumen und Lorbeer bedeckten ihn. An seiner Seite hielten Künstler und Schriftsteller die Ehrenwache. Am Abend vor dem Begräbnis wurde die Kirche geöffnet, und nun kam das norwegische Volk, um seinen großen Toten zum letzten Mal zu sehen. Fast fünf Stunden währte das Vorbeifilieren. Am Mittag des 1. Juni fand die kirchliche Feier statt. König Haakon war gekommen, mit ihm seine Minister, das Storbting, das diplomatische Korps. Prachtvolle Kränze waren aus ganz Europa gekommen. Auch der Kanzler des Deutschen Reiches hatte eine Gabe gesandt. Pastor Christophor Bruun sprach die Gedenkrede. Dann

wurde Ibsen auf den Heilandsfriedhof hinausgetragen, wo man ihm den schönsten Platz seit langem reserviert hatte. Und sein Volk ging stumm, in verhaltenem Schmerz hinter dem Sarge her.



Die Schleufe bei Klein-Rachnow.
Von der Eröffnung des Seltowkanals.

das Bier trinkfertig. Eine andere Bierart wird aus Sorgo oder Negertorn allein bereitet. Man bringt das Getreide zum Keimen im kalten Wasser, setzt es dann der Sonnenhitze aus, mahlt es auf einem Stein und schüttet es schließlich unter beständigem Umrühren in kochendes Wasser. Nach der

Über das Bier bei den Negern Zentralafrikas berichtet ein Missionar. Danach kennen die Negern vier Arten von Bier, deren Herstellung in den Händen der Frauen liegt. Besonders beliebt ist das Bananenbier. Die noch grünen Bananen werden in einer Art von Backofen geröstet. Nach vier bis fünf Tagen sind sie reif, werden enthüllt in einen Trog gebracht und mit feinem Gras bedeckt. Die Negern drückt nun die Früchte aus, bringt den Saft durch Beimischung von Sorghomehl zum Gären, und in fünf Tagen ist



Die Aufbahrung.
Henrik Ibsens Begräbnis in Christiania.

Stift, Christiania, phot.

Abkühlung wird ein wenig saures Bananensier zugefetzt, und das Sorghobier ist fertig. Ein „Süßbier“ für Kranke, Frauen und Kinder wird aus Wasser mit einer Beimischung von Bananensaft hergestellt. Es ist nach unjermem Gewährsmann



From Stereograph copyright 1906 Underwood & Underwood, London & New York.

König Alfons von Spanien und seine Gemahlin.

Herzen aller unvermählten Prinzessinnen in Aufregung, und Ena von Battenberg wurde sicher von manchem Fürstentum beneidet, als der junge König ihr sein Herz schenkte. Nun aber haben verbrecherische Anarchisten auf das junge Glück des neuvermählten Paares den ersten Schatten geworfen, und die armütige junge Königin wird wohl über allzu heftige Reider nicht mehr zu klagen haben. Am 31. Mai unterzeichnete das Brautpaar die Ehekontrakte in Gegenwart der spanischen Granden, und Prinzessin Ena schrieb hier wohl zum ersten Male den Namen Vittoria, den sie als

„ein ausgezeichnetes Getränk, frisch, gesund, angenehm säuerlich, schäumt wie Champagner, hat genau dessen Geschmack und ist von ihm fast nicht zu unterscheiden“. Die vierte Art von Bier endlich ist ein Metz, aus vier Fünfteln Wasser und einem Fünftel Honig zusammengesetzt, er wird etwa drei Tage lang gelotten.

Zur Hochzeit am spanischen Königshof.

(Mit den nebenstehenden Abbildungen.) Als der königliche Freierrmann durch Europa zog, um sich und seinem Volke eine Königin zu wählen, da waren die

Königin von Spanien führen wird. Am 1. Juni fand die kirchliche Trauung in der Kirche San Geronimo in Madrid statt. Feierlich bewegte sich der Zug von der Kirche ins Schloß zurück; da fiel die von Bubenhand geschleuderte Bombe, und Tote und Verwundete bedeckten die Straße. Das junge Paar blieb körperlich unverletzt, aber feilsch mag die Wirkung um so erschütternder gewesen sein. Zwei junge Fürstentöchter, die keinem Menichen je ein Leid zugefügt, muhten an ihrem Hochzeitstage durch das Blut treuer Diener und Bürger waten. Auch der König war von einem Splitter getroffen, aber eine Ordenskette verhinderte eine Verwundung, und unerschrocken hielt sich der König aufrecht. Aber die Bluttat des Anarchisten machte die Liebe des Volkes zum König neu an, und stürmische Ovationen wurden dem jungen Paar gebracht.

Eduard v. Hartmann.

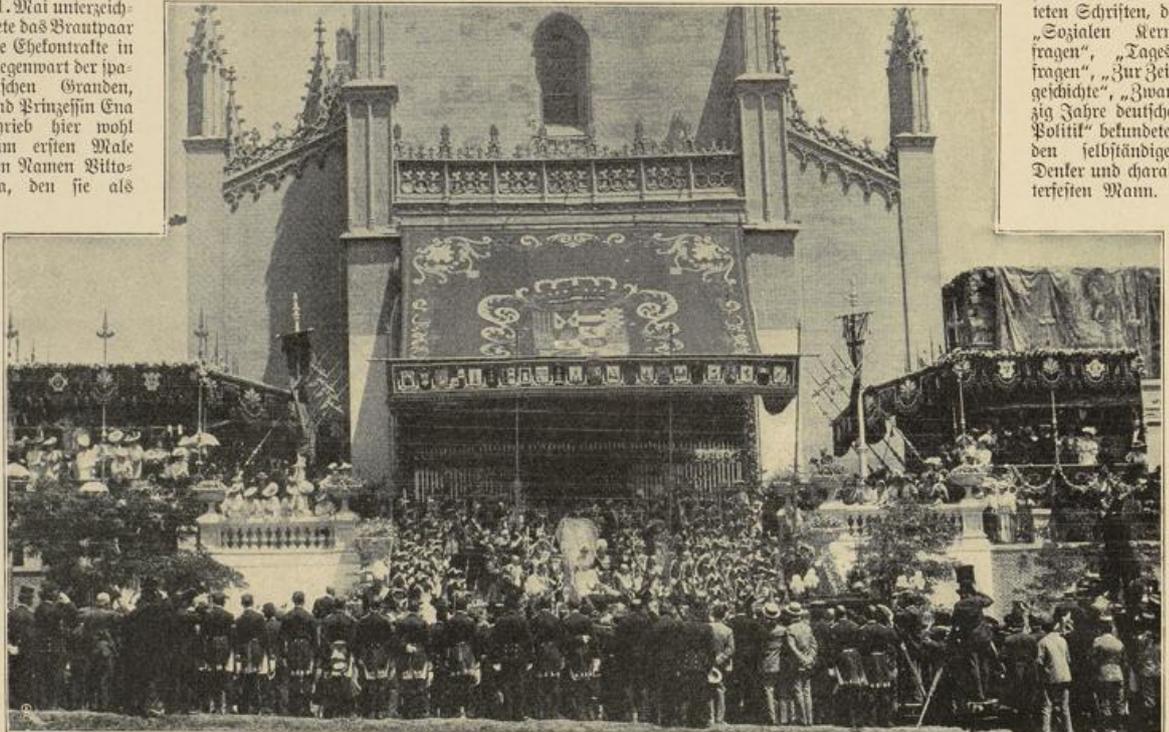
(Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Am 5. Juni starb in Groß-Lichterfelde der namhafte Philosoph Eduard von Hartmann, den sein Erstlingswerk „Die Philosophie des Unbewußten“ früh berühmt gemacht hat. Es war ein Werk, das vielleicht von den breiteren Massen, die sich sonst mit Philosophie nur wenig beschäftigen, höher geschätzt wurde als von den gelehrten Fachgenossen Hartmanns, deren volle Wertschätzung sein reicher und tiefer Geist erst durch seine späteren Arbeiten gewann.

Eduard v. Hartmann war am 23. Februar 1842 in Berlin als Sohn eines Generals geboren. Auch er schlug zuerst die militärische Laufbahn ein; doch schon als Fähnrich beschäftigte er sich mit philosophischen Studien. Als ihn dann im Jahre 1865 ein Fußleiden zwang, seinen Abschied zu nehmen, widmete er sich ganz der Wissenschaft. Zwei Jahre später promovierte er in Rostock, und nach abermals zwei Jahren erschien die „Philosophie des Unbewußten“, die eine für philosophische Werke ganz ungewöhnliche Auflagenzahl erfahren hat. Hartmanns Leben ist arm an Ereignissen. In stiller Zurückgezogenheit lebte er nur der Arbeit und ließ nun die große Zahl seiner Werke erscheinen, in denen er an Hegel und Schopenhauer anknüpfend, deren philosophische Prinzipien oft zu verschmelzen wußte. Zu allen großen Streitfragen der Zeit ergriff er das Wort, und



Eduard von Hartmann †.

seine weit verbreiteten Schriften, die „Sozialen Kernfragen“, „Tagesfragen“, „Zur Zeitgeschichte“, „Zwanzig Jahre deutscher Politik“ befundeten den selbständigen Denker und charakterfesten Mann.



Das Königspaar verläßt nach der Trauung die Kirche. Von den Hochzeitsfeierlichkeiten in Madrid.